Eine Deutsche Bürgerfamilie.

Dritter Band.

Eine

Deutsche Bürgerfamilie.

Nach einer Familienchronik

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Inhaltsverzeichniß.

1.

Glückliches Familien- und Berufsleben als Lehrer beim Gymnasium in Stargard. Meine sechs Kinder und deren verschiedene geistige Anlagen und Neigungen für ihren künftigen Lebensberuf. Plötzliche Ankunft eines Fremden, dessen Erscheinen in der ganzen Stadt das größte Aufsehen erregt. Derselbe giebt sich als mein schon längst verloren geglaubter Bruder Theodor zu erkennen.

Absichtlich habe ich der Schilderung der Lebensschicksale meines ältesten Bruders Friedrich Wilhelm, wie ich solche seinen mir aus Nordamerika zugesandten Tagebüchern entnommen, einen besondern Abschnitt in unserer Familienchronik gewidmet, und will nun in der Aufzeichnung dessen, was sich seit meiner Verheirathung und Anstellung als Lehrer beim Gymnasium in Stargard, zu Weihnachten 1763, fernerhin mit mir zutrug, hier weiter fortfahren.

Das erste Jahr nach meiner Hochzeit verging

mir in der süßen Flitterzeit der Ehe sehr rasch und angenehm. Ich fühlte mich am eigenen häuslichen Herd ungemein behaglich, lernte fast täglich an meinem trefflichen Weibe neue Eigenschaften des Geistes und Herzens kennen, die sie mir immer theurer machten, und konnte meinem Schöpfer nicht inbrünstig genug dafür danken, daß seine Gnade mir eine solche Gefährtin für mein ferneres Leben beschert hatte. Dazu verschaffte mir die Einrichtung des eigenen Hausstandes manche kleine Freude, die ich früher kaum gekannt. Zwar waren unsere pecuniären Mittel nur beschränkt, denn sowohl das Vermögen, welches meine Frau von ihren Eltern besaß, als auch das geringe Capital, was meiner Mutter gehört hatte, war durch den Krieg sehr verkleinert worden, so daß wir Beide mit Hinzurechnung einiger späteren kleinen Erbschaften niemals mehr als sechstausend Thaler erhielten; finanzielle Sorge und Noth kannten wir jedoch, Dank sei es dem Herrn, bisher zu keiner Stunde in unserem Hause.

Meine Frau besaß außer vielen anderen vortrefflichen Eigenschaften auch die, eine sparsame und geschickte Wirthin zu sein, und da auch ich keine besonderen Anlagen zur Verschwendung

habe und sparsamen Sinnes bin, so hatten wir immer einen kleinen ersparten Fonds für etwaige böse Zeiten übrig und brauchten auch mit unseren Spenden für Dürftige nicht allzu sehr zu kargen, trotzdem daß mein Gehalt in den ersten zehn Jahren meiner Lehrerthätigkeit nicht viel über vierhundert Thaler betrug und sich erst ganz allmählich bis zu seiner jetzigen Höhe von tausend Thalern steigerte. In dem ersten Jahre unserer Verheirathung machte uns die Anschaffung von allerlei Hausgeräth für unsere bescheidene Wirthschaft viel Vergnügen. Ich erinnere mich noch, daß ich oft mit meiner Frau auf dem Töpfermarkt umhergelaufen bin, um ihr beim Einkauf von Kochgeschirr behülflich zu sein; und als es mir einst gelungen war, einen alten, halb zerbrochenen, sehr unscheinbaren Nähtisch für einen Thaler von einem Tröbler zu kaufen, den ich von einem Tischler wieder herstellen und schön aufpoliren ließ, so daß die kunstvoll eingelegte Arbeit ganz wie neu schimmerte, und ihn dann meiner Frau zu ihrem Geburtsfeste heimlich in ihre Stube stellte, wollte der Jubel über solche Gabe gar nicht enden.

Wir hatten in Stargard eine Wohnung in einer Vorstadt gemiethet. Das Haus war zwar

nur klein, aber seine Lage zwischen Gärten war eine sehr freundliche. Die Zimmer desselben waren niedrig und nur geweißt, und blos die Putzstube meiner Frau war blau angemalt, denn den Luxus der Papiertapeten kannte man damals nur in den Wohnungen des höchsten Adels, und erst jetzt fangen auch einzelne wohlhabende Bürger hieran, mitunter das vornehmste Zimmer ihres Hauses mit einer Papiertapete bekleben zu lassen. Wir besaßen einen ziemlich großen Garten, und es gewährte mir viel Vergnügen, wie es auch meiner Gesundheit äußerst zuträglich war, die Bestellung desselben, mit Ausschluß der allergröbsten Arbeiten, fast allein zu besorgen. Ich hatte in Halle, wo man in der Gemüse- und Blumenzucht damals viel weiter als in Pommern war, Manches in der Gartenbestellung gelernt, was mir jetzt vielen Nutzen brachte. So setzte ich meinen Stolz darein, die besten Gemüse und schönsten Blumen in ganz Stargard zu ziehen und meine Collegen und andere Gönner, denen ich eine kleine Aufmerksamkeit schuldig war, durch derartige kleine Geschenke zu überraschen. Auch den Kartoffelbau trieb ich mit Eifer, und war allbekannt, die mehligsten Eßkartoffeln in der Stadt zu bauen, so daß die Bürger, die jetzt

endlich allmählich anfingen, dieser so lange von ihnen vernachlässigten Frucht die verdiente Aufmerksamkeit zu widmen, sich oft die Pflanzkartoffeln von mir ausbaten. Da wir auch einen Hof mit Ställen hatten und meine Erinnerungen aus der Knabenzeit, von dem Landpfarrhofe meines Vaters her, noch viel von der Pflege und Wartung der Hausthiere aufbewahrt hatten, so schaffte ich mir Hühner, ein Schwein und eine Ziege an, und machte im Herbst auch einige Gänse fett, um einen recht schönen Martinsgänsebraten auf dem Tisch zu haben. Das Schlachtfest und das Wurstmachen blieb lange Jahre in unserem Hause ein wirkliches Fest, an dem auch ich, so viel es meine Thätigkeit als Lehrer gestattete, selbst mit theilnahm und mich sehr freute, wenn mir das Einspritzen der Würste mit der schweren Wurstspritze gut gelang. Zur Wurstsuppe und den ersten frischen Bratwürsten, zu denen es dann immer besonders gute Pellkartoffeln gab, wurden gewöhnlich einige recht befreundete Collegen eingeladen; wir schmausten dann prächtig und ließen uns dabei das schöne goldbraune, weißschäumende Stettiner Bier in den steinernen Kruken trefflich schmecken; dazu pafften wir dann später aus den langen Goudaer Thonpfeifen den

Varinaskanaster in die Luft, so daß unsere Frauen sich zuletzt lachend aus dem Zimmer flüchteten, weil sie den allzu dicken Tabaksdampf nicht mehr ertragen konnten, und waren so gottvergnügt und froh dabei, daß wir den König an seiner Tafel wahrlich nicht beneideten. Man glaubt überhaupt kaum, mit welchen geringen Mitteln man einen einfachen bürgerlichen Haushalt oft ungemein behaglich machen kann. Nur dürfen Arbeitsamkeit, Ordnung, wahre Thätigkeit und inniges Gottvertrauen dann als köstliche Penaten auch ihren Ehrenplatz am häuslichen Herd nicht verlassen; denn fehlen diese dem Hause, so hift aller Reichthum und Glanz der Erde nichts, und es wird stets einen traurigen Aufenthalt gewähren.

Meine sechsjährige Thätigkeit bei der Verproviantirungscommission der Armee hatte das Gute gehabt, mich praktischer zu machen und mir eine Menge mehr für das Leben passende Kenntnisse zu verschaffen, als wie solche sonst die Schulmänner, welche den größten Theil ihrer Zeit in der Studirstube zuzubringen pflegen, in der Regel besitzen. Freilich war ich dadurch auch in meinen Studien etwas zurückgekommen, und die Bekanntschaft mit manchen griechischen

und römischen Autoren war mir nicht mehr so vertraut, als dies eigentlich wohl hätte sein sollen. Nun, einige Jahre alle Tage zwei bis drei Stunden dem einsamen Studium in meiner Arbeitsstube gewidmet, ließen diese Versäumnisse bald wieder einholen, und ich fühlte mich meinem Amte vollkommen gewachsen und vermochte dessen Pflichten nach bestem Gewissen zu genügen. Mein Beruf als Lehrer an einem Gymnasium erfüllte mich, je länger ich mich nun solchem widmete, immer mehr mit wahrer innerer Befriedigung. Es liegt etwas Köstliches darin, der Lehrer und Bildner von, den Eindrücken für alles Wahre und Schöne noch mit frischer Kraft zugänglichen Knaben und Jünglingen zu sein, ihre Seelen mit Abscheu vor allem Gemeinen und Schlechten zu erfüllen, und sie in die hohen und hehren Hallen der Wissenschaften einzuführen. Daß ich aber einen Beruf zum Lehrer besaß und meine Thätigkeit keine vergebliche war, zeigte mir am besten die Aufmerksamkeit, mit der fast immer die meisten meiner Schüler meinem Unterrichte folgten, der Gehorsam, der meinen Anordnungen ward, und die aufrichtige Verehrung auch außerhalb der Schule, mit der sie mich oft so sehr erfreuten.

Zwar fehlte es auch bei mir in und außerhalb der Schule nicht an Aerger und Verdruß, und zwar oft recht bitterer Art, denn wo bleibt dies wohl im Leben eines Menschen und nun gar eines Lehrers aus, und ich hatte mich recht häufig mit so vielen widerspenstigen, trotzigen, mitunter grenzenlos dummen, ja selbst geradezu bösartigen und lasterhaften Schülern zu plagen, allein glücklicher Weise bildeten alle diese doch nur Ausnahmefälle. Im Allgemeinen war meine Thätigkeit in der Schule eine mich sehr befriedigende, und ich hatte unendlich viel häufiger Gelegenheit, mich über meine guten und lieben Schüler wahrhaft zu freuen, als über die schlechten und widerspenstigen zu ärgern und zu betrüben. Nächst dem Glück in seiner Familie wird die Wohlfahrt jedes Mannes aber wesentlich mit von der Zufriedenheit, die er in seinem Lebensberufe empfindet, und der Anerkennung, die er in solchem erhält, bedingt.

Gerade am heiligen Christabend des Jahres 1765 erfreute mich mein liebes Weib das erste Mal durch die Geburt eines gesunden Knaben. Eine köstlichere Gabe hätte mir der Herr zu diesem Feste gar nicht verleihen können. Mutter und Sohn befanden sich Beide so wohl und ge-

fund, daß schon am Neujahrstage 1766 der Säugling durch die heilige Taufe in den Bund der Christenheit aufgenommen werden konnte. Meinem großen König Friedrich zu Ehren, dessen väterliches Wirken in den Friedensjahren nach beendetem Kriege mich stets mit neuer und gerechter Bewunderung erfüllt, erhielt der Junge den stolzen Namen Friedrich, dem er bisher auch glücklicher Weise keine Schande gemacht hat. Ein Jahr später folgte ein liebes Töchterlein und dann, nach einer zweijährigen Pause, sogleich ein derbes Zwillingspaar von kerngesunden Jungen, denen später noch zwei kleine Mädchen nachfolgten, womit denn auch der Ehesegen, den Gott der Herr mir schenkte, geschlossen war. Ich hielt diese sechs Kinder auch gerade für hinreichend, um eine Familie zu bilden, denn eine größere Zahl zu erziehen hätte mir bei meinen nicht allzu großen Einkünften doch wohl etwas schwer fallen mögen.

Alle meine Kinder sind bis jetzt, wofür ich dem Schöpfer gar nicht genug zu danken vermag, geistig und körperlich wohl gerathen und frisch und kerngesund, und haben mir und ihrer Mutter zwar ungemein viel Freude, aber nur wenig Kummer und Sorge gemacht, obgleich

auch diese freilich nicht immer gänzlich ausbleiben durften. Mein ältester Sohn Friedrich scheint mit dem Namen auch kriegerisches Blut bekommen zu haben, denn ebenso wie sein Onkel Friedrich Wilhelm zeigte er von frühester Jugend an eine ganz entschiedene Neigung für den Soldatenstand. Es war wirklich interessant und für den Pädagogen höchst instructiv, wie diese Neigung für das Militärwesen schon bei dem Knaben, sowie er kaum die ersten Hosen anbekam, mit einer ganz unerklärlichen Stärke hervortrat. Sein liebstes Spielzeug waren Soldaten von Pappe, die er sich selbst ausgeschnitten und auf Klötze, daß sie fest stehen konnten, geklebt hatte, und wenn er, schon als dreijähriges Kind, Nürnberger Bilderbogen sah, so fuhr er gewiß mit seinen kleinen Fingern auf die Bilder, welche Soldaten oder Gefechtsscenen zeigten, während er sich um alles Andere nur wenig kümmerte. Als er sechs bis sieben Jahre alt war, klebte er sich aus Streifen Papier einen Generalshut, den er färbte und vergoldete, schnitzte sich aus Weidenholz einen Säbel, und fand nun in seinen Freistunden die höchste Freude daran, eine Schaar von Spielkameraden exerciren zu lassen und Manöver mit ihnen aus-

zuführen. „Diese Lust zum Soldatenstand war bei meinem ältesten Sohn Friedrich um so auffallender, da sie durch nichts geweckt und genährt wurde. Es stand in Stargard gewöhnlich nur eine schwache Garnison von einem Infanteriebataillon, und ich hütete den Knaben sehr sorgsam, daß er mit den Soldaten nicht in die mindeste Berührung kam. Auch war das Dasein des gemeinen Infanteristen in Preußen während der Friedenszeit doch wahrlich nicht der Art, um in einem lebhaften Knaben eine besondere Passion für den Soldatenstand zu erregen. Die Leute, größtentheils geworbene Ausländer aus aller Herren Länder — denn die einheimischen Cantonnisten befanden sich, außer zu den Manöverzeiten, fast immer auf Urlaub, wurden schlecht bezahlt, dürftig genährt und oft mit den härtesten körperlichen Strafen belegt. Es mag sein, daß solche Menschen, die größtentheils aus der Hefe des Volkes bestanden, nicht anders in Zucht und Ordnung gehalten werden konnten; aber mein menschliches wie sittliches Gefühl empörte sich doch immer, wenn ich von dem Spießruthenlaufen, von den Fuchteln, Stockschlägen, Knuffen und Püffen hörte, wie solche leider bei dem Militär nur zu sehr üblich waren. Diese

rohe Behandlung der Mannschaft und die vielen schlechten Subjecte, die sich unter den angeworbenen Leuten befanden, bewirkten auch, daß die Soldaten gar keine angesehene Stellung hatten und jeder halbwegs geachtete Bürger sich geschämt hätte, mit einem gemeinen Soldaten an einem Tische im Wirthshause zu sitzen oder öffentlich mit ihm spazieren zu gehen. Mit den Officieren, die in Stargard garnisonirten, kam ich nur selten und eben auch nur in die oberflächlichsten Berührung, und ich wüßte kaum, daß ein einziger von ihnen jemals mein Haus betreten hätte.

Die Herren gehörten größtentheils dem pommerschen Adel an und waren auch jetzt, im Frieden, zu adelstolz, um mit einem bürgerlichen Lehrer häufig in engeren geselligen Verkehr treten zu wollen. Ich muß auch bekennen, daß der geistige Bildungsstand der Mehrzahl dieser Officiere und das Maß von Kenntnissen und Wissen, welches sie in die Gesellschaft mitbrachten, nach dem allgemeinen Urtheil meist ein so geringes war, daß ich mich nicht sonderlich davon angezogen fühlte und auch meinerseits den näheren Verkehr mit ihnen mehr vermied als aufsuchte. Mein Hauptumgang waren und blieben stets und

mit Recht meine Collegen, die Lehrer am Gymnasium. Ich fand manche in jeder Hinsicht vortreffliche Männer unter ihnen, denen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saßen, und deren geistiger Bildungszustand dem meinen gleichkam oder ihn noch überragte, mit denen ich dazu noch mannigfache gegenseitige Berührungspunkte hatte, und die so meinem Wunsche nach Geselligkeit vollkommen genügen konnten.

So konnte also diese ausgeprägte Vorliebe für alles Militärische bei meinem ältesten Sohn Friedrich ihm von außen nicht beigebracht sein und mußte ganz aus seinem Innern entspringen. Je älter er wurde, in desto festeren Zügen zeigte sie sich und bereitete mir manchen Kummer. Sowohl ich selbst wie meine liebe Frau waren dieser Neigung unseres Sohnes, ein Soldat zu werden, ganz entschieden entgegen, und sparten kein Mittel, so weit solches Eltern mit Recht zusteht, ihn möglichst davon abzubringen. Es wollte aber Alles nichts helfen. Wie mein Sohn erst die Schule besuchte, zeigte er für die Erlernung alter Sprachen so wenig Fleiß wie Geschick, daß er lieber stets darin der Ultimus in seiner Klasse blieb, was mich mit Recht tief betrübte. Alle väterlichen Ermahnungen und Strafen wollten nicht viel

helfen, und obgleich ich den Bengel oft einsperrte und nachsitzen ließ, er blieb im Lateinischen und Griechischen stets ein unverbesserlicher Schlingel, der nichts lernen wollte. Seine Exercitien wimmelten von Fehlern, so daß man oft mehr die rothe Tinte des sie corrigirenden Lehrers, als seine eigenen Schriftzüge darin sah, und die Grammatik wollte nicht in seinen Kopf hinein, und wenn man sie auch mit einem Nürnberger Trichter ihm beigebracht hätte. Dagegen war er in der Mathematik, so weit solche auf dem Gymnasium gelehrt wurde, stets der Beste, hatte freies Hand- und Planzeichnen aus sich selbst heraus gelernt, und war auch sonst ein hübscher, kräftiger und dabei gutmüthiger Junge, der zwar viele wilde und tolle, aber niemals schlechte Streiche machte und eigentlich der allgemeine Liebling bei Allen, die ihn kannten, wurde.

Da alle Ermahnungen, Bitten und Einredungen bei meinem Sohne Friedrich nichts halfen, so entschloß ich mich endlich, obschon mit schwerem Herzen und ganz gegen meinen Willen, ihn Soldat werden zu lassen. Es war nur die Schwierigkeit, bei welcher Truppengattung dies geschehen sollte. Bei der Infanterie und der schweren Cavallerie mochte unser König keine bürgerlichen

Officiere angestellt haben, und es gehörte zu den allerseltensten Ausnahmen, daß es jetzt im Frieden einem Bürgerlichen gelang, dort eine Officierstelle zu erhalten. Warum der König eine solche Abneigung gegen bürgerliche Officiere gerade bei diesen Truppen hegte, habe ich niemals einzusehen vermocht; genug, er hatte sie, muß auch wohl seine Gründe dazu gehabt haben, und es war natürlich nichts dagegen zu machen. Bei den Husaren wurden zwar hin und wieder bürgerliche Officiere angestellt, obgleich dies auch immer seltener geschah; allein um meinen Sohn bei so kostspieligen Regimentern eintreten zu lassen, besaß ich natürlich nicht Vermögen genug. So blieben mir nur die Artillerie und die Ingenieure übrig, deren Officiere größtentheils von bürgerlicher Herkunft waren. Es gelang mir denn auch durch die Verwendung alter Gönner von der Kriegszeit her, daß mein Sohn Friedrich, als er siebenzehn Jahre alt war, als Freicorporal bei der in Stettin in Garnison stehenden Artillerie eintreten durfte. Dort dient er denn auch jetzt noch, zu der Zeit, da ich diese Zeilen schreibe, hat sich zu meiner großen Freude die Liebe aller seiner Kameraden und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erworben und fühlt sich in seinem selbst-

gewählten Berufe zufrieden. Ich gebe ihm monatlich eine Zulage von fünf Thalern, und er verdient sich außerdem noch manchen Extragroschen durch Ertheilung von Privatstunden in der Mathematik, so daß er ganz gut auskommt und bisher wenigstens noch keine Schulden gemacht hat. Wie mir sein Oberst kürzlich zu meiner großen Freude schrieb, hat mein Sohn alle Hoffnung, bald zum Artillerie-Examen zugelassen zu werden und, wenn er dies bestanden hat, seine Ernennung zum Officier zu erhalten. Möge er so in dem von ihm selbstgewählten Berufe Glück und Zufriedenheit finden, seinem Vaterlande in allen Ehren dienen und Gottes Segen ihn stets geleiten.

Meine beiden Zwillingssöhne nannte ich Theodor und Carl. Es waren zwei geistig aufgeweckte, lernbegierige Knaben, die zwar einen gesunden, aber, wenigstens im Verhältniß zu ihrem ältesten Bruder, doch etwas zarten Körper hatten, und auch in ihren geistigen Anlagen ganz das Gegentheil von ihm blieben. Theodor war ein sehr sinniger Knabe von tiefem Gemüth, der viel Hang zum Lernen zeigte und auch sonst eine sehr ernste Richtung von früh auf besaß. Sein Wunsch war, Theologie zu studiren, und ich muß gestehen, daß

mich diese Neigung aufrichtig erfreute und auch den Beifall meiner Frau erhielt. Hat mich die Narbe aus dem mir fast gewaltsam aufgedrungenen Duell auch verhindert, die Kanzel zu besteigen, so wird es mir doch zur höchsten Freude gereichen, wenn ich meinen Sohn Theodor noch dereinst auf diesem schönen Platze sehen und erfahren sollte, daß er ihn auf eine wahrhaft würdige Weise auszufüllen vermag. Besonders meine liebe Alte, wie ich mein treues Weib jetzt nach unserer vierundzwanzigjährigen Ehe stets nenne, ist ungemein erfreut, daß Theodor ein Theolog werden will, und er ist wohl vorzugsweise hierdurch mit ihr besonderer Liebling unter allen meinen Kindern geworden. Augenblicklich ist er ein etwas lang aufgeschossener Schüler in der Prima unseres Gymnasiums, der sich durch Fleiß, Kenntnisse und gutes Betragen die Liebe und Zufriedenheit aller seiner Lehrer und Mitschüler erwarb und mir bisher wirklich noch niemals eine Stunde Kummer bereitet hat, außer vielleicht mitunter durch seine etwas schwache Gesundheit. Möge Gott der Herr ihn auch fernerhin auf dem betretenen Wege geleiten und ihm körperlich wie geistig die Kraft dazu verleihen, dereinst ein würdiger Diener unserer evangelisch-lutherischen Kirche

zu werden. Einen schöneren Beruf für einen Mann, wie eine hübsche, gute Pfarre auf dem Lande zu erhalten, und nun nicht blos in der Kirche seiner Gemeinde zu predigen, sondern auch sonst ihr wahrer Seelsorger zu sein und stets sich um das geistige Wohl aller seiner Pfarrkinder mit wahrem Eifer zu kümmern, kann ich mir gar nicht denken.

Der Zwillingsbruder Theodor's, Carl getauft, hatte körperlich so große Aehnlichkeit mit diesem, daß es wirklich schwer hielt, Beide als Kinder von einander zu unterscheiden. Nur dem Auge der Mutterliebe gelang dies stets; ich muß bekennen, daß ich wohl mitunter irrte und dem armen Theodor selbst einmal einige Schläge, die eigentlich Carl für seine Ungezogenheit haben sollte, verabreichte. Um später derartige mißliebige Irrthümer zu vermeiden, erhielt Carl ein blaues, Theodor aber ein grünes Halstuch. Als beide Jungen ungefähr das elfte Lebensjahr erreicht hatten, wurde Theodor größer und hagerer, während Carl kleiner blieb, sich aber mehr in die Breite ausdehnte. In geistiger Beziehung hatten die beiden Knaben darin Aehnlichkeit, daß sie große Lernbegierde zeigten und, wie man zu sagen pflegt, gutes Sitzfleisch besaßen.

In den Gegenständen ihres Studiums waren sie aber sehr verschieden. Für alte Sprachen bewies Carl nur äußerst geringe Neigung und lernte gerade nur so viel davon, als er dies dringend nothwendig hatte, um nicht ganz auf dem Gymnasium zurückzubleiben. So mußte er sich denn auch darin fügen, daß sein Zwillingsbruder ein Semester früher in eine höhere Klasse kam, was seinen Ehrgeiz bitter kränkte und ihm viele Thränen kostete, aber zugleich auch die gute Folge hatte, daß er sich im Lateinischen und Griechischen mehr zusammennahm und wenigstens leidliche Fortschritte machte. Die Hauptneigung Carl's war das Studium der Naturwissenschaften, obgleich darin auf unserem Gymnasium gar kein Unterricht ertheilt wurde, und er war der unermüdlichste Stein- und Pflanzensammler, der mir jemals vorgekommen ist. Ein Lehrer unserer Anstalt, der sich zu seinem Vergnügen viel mit Naturwissenschaft beschäftigte, wurde durch den Eifer des lernbegierigen, aufgeweckten Knaben so angezogen, daß er ihm Privatunterricht darin ertheilte und ihn auch häufig zu seinen botanischen und mineralogischen Gängen mitnahm. Das war denn für den Jungen eine große Lust, und obgleich die Mutter mit-

unter über die dabei zerrissenen oder arg beschmutzten Kleider wohl etwas schalt, so kehrte er doch niemals zurück, ohne die Taschen voll Steine und den Arm voll Pflanzen zu haben.

Meinen Sohn Carl blos Naturwissenschaft studiren zu lassen, was er freilich am liebsten wünschte, gestatteten mir meine pecuniären Mittel nicht, da solch' Studium doch eigentlich keinen Broterwerb bietet, viel Geld erfordert und stets nur eine geringe Aussicht auf eine sichere Anstellung gewährt. So wurde denn mit seinem Wunsch und Willen ausgemacht, daß er nach geschehener Confirmation bei einem Schwager meiner Frau, der in Cöslin eine große Apotheke besaß, als Lehrling eintreten sollte. Mein Schwager ist zwar mitunter ein etwas absonderlicher Mann, wie die Apotheker dies mehrfach sein sollen, dabei aber höchst wohlwollend und wissenschaftlich gebildet, so daß zu hoffen ist, er wird meinen Sohn nicht blos in dem mechanischen Theile seines Geschäfts unterweisen, sondern auch für seine weitere geistige Ausbildung sorgen. Seit zwei Jahren ist Carl nun Apothekerlehrling und fängt allmählich an, sich in seinem Berufe wohlzugefallen, nachdem die erste, böse Lehrzeit des Gefäßeputzens, Pillendrehens,

Pulverstoßens und Dütenkleisterns — was ein Apothekerlehrling alles verrichten muß — vorüber ist und er schon allmählich an den Arbeiten im Laboratorium theilnehmen darf. Auch mein Schwager schreibt über seinen Lehrling zufrieden; und so will ich denn zu Gott hoffen, daß Carl ein tüchtiger Mann werde, der das, was er treibt, auch mit Eifer und Geschick vollbringt, und somit nicht nur allein sich selbst nützt und sein genügendes Auskommen für das Leben findet, sondern auch der ganzen menschlichen Gesellschaft den Nutzen gewährt, den diese von jedem wahrhaft tüchtigen Menschen, mag er nun geworden sein, was er will, zu fordern berechtigt ist.

Von meinen Töchtern hieß die älteste Clara. Sie ist ein liebes, prächtiges Mädchen mit braunen Rehaugen und langem hellblonden Haar, die — wie wenigstens in meiner Familie behauptet wird — mein besonderer Liebling sein soll. Wenn ich mir nun auch bewußt bin, für alle meine Kinder eine gleiche väterliche Liebe zu besitzen, so mag es doch vielleicht nicht ganz unbegründet sein, daß mein Clärchen mit ihrem reinen, mädchenhaften Sinne und ihrer lieblichen Anmuth mir besonders an das Herz gewachsen ist. Sie ist jetzt auch die treffliche Leiterin un=

seres Hauswesens und die Stütze ihrer Mutter, welcher seit einem Jahre eines langwierigen Fußübels wegen größere Schonung verordnet wurde. Seit einigen Monaten ist mein Clärchen übrigens die glückliche Braut eines jungen Candidaten der Theologie, der als Hülfslehrer interimistisch an unserer Schule fungirte und so in meinem Hause bekannt wurde. Auf einen etwas langen Brautstand muß sich das verlobte Paar aber wohl gefaßt machen, denn vier bis fünf Jahre können immerhin vergehen, bis der Candidat eine Pfarre erhält, welche genügt, um einen eigenen Hausstand darauf zu gründen. „Erst die Pfarre und dann die Quarre," heißt es ja im Sprichwort. Nun, ich muß gestehen, daß mir dieser lange Brautstand auch gar nicht so unerwünscht ist. Zuerst mag wohl der freilich etwas selbstsüchtige Wunsch dazu beitragen, mein Clärchen noch recht lange in unserem Hause zu wissen. Wir Alle, und ganz besonders ich, würden sie nur mit tiefem Schmerze scheiden sehen und ihre Abwesenheit mehrfach fühlen, obgleich dies freilich nicht verhindern könnte, daß sie von unseren besten Segenswünschen geleitet in die neue Heimath ziehen sollte, wenn ihr Zukünftiger schon jetzt im Stande wäre, ihr eine solche

zu bereiten. Ferner halte ich es aber in körperlicher wie geistiger Beziehung gar nicht für vortheilhaft, wenn ein Mädchen zu jung in die Ehe tritt, und stütze mich hierin auf meine vielfache Erfahrung. Vor dem einundzwanzigsten Lebensjahre sollte eine Jungfrau niemals vor dem Traualtare stehen, denn ihre unbefangene, fröhliche Mädchenzeit geht ihr sonst zu frühzeitig verloren; sie muß Pflichten übernehmen, für welche ihre geistige wie körperliche Kraft noch nicht reif genug ist, und altert dadurch oft nur zu frühzeitig. Ich habe viele junge Mädchen gekannt, die bereits mit siebenzehn Jahren heiratheten, wo sie so frisch und blühend aussahen, daß man es sich nicht besser wünschen konnte, und dann oft schon im dreißigsten Jahre alten Matronen glichen. Davor bleibt mein liebes Töchterchen jetzt bewahrt, und so bin ich mit diesem etwas verlängerten Brautstande gar nicht so unzufrieden. Mein künftiger Schwiegersohn, ein wackerer junger Mann, der das Seinige redlich gelernt hat und, wie wir Alle hoffen, dereinst ein guter Pastor und wahrhafter Diener unserer Kirche wird, hat jetzt eine Candidatenstelle in dem Hause eines reichen adeligen Gutsbesitzers in Hinterpommern. Alle vier Wochen

bekommt meine Tochter einen langen, ausführlichen Brief von ihm. Dies ist dann stets ein ganz besonderer Festtag für sie, und ihre heitere Stimmung wirkt so ansteckend auf uns Alle, daß auch wir uns schon im Voraus auf diesen Posttag freuen. Erhalte Gott meinem Clärchen noch recht lange ihren frohen Jugendsinn und geleite sie schirmend und schützend durch die Trübsale des Lebens, die auch ihr wohl nicht erspart bleiben werden.

Meine beiden kleinen Nestkückchen, Marie und Friederike, sind ein paar frische, liebe Kinder, die jetzt im Alter der Backfische stehen, so daß ihnen ihre Zöpfe immer länger und ihre Kleider kürzer werden, denn sie wachsen gar zu schnell heraus. Bei Marien geht dies noch, denn Friederike — oder Riekchen, wie wir sie allgemein nennen — muß stets in die zu kurz gewordenen Röcke und Jacken der älteren Schwester wieder hineinwachsen; aber für die Jüngere ist ihr jetziges schnelles Wachsthum ein gar böses Ding, denn die wirthschaftliche Mutter will nicht gern neue Kleider für sie spendiren, und Clärchen, welche die allgemeine geschickte Schneiderin unserer ganzen Familie ist, hat dann wirklich oft ihre liebe Noth, durch neue Besätze und

Säume die zu bedenklich werdende Kürze wenigstens nothdürftig zu verlängern. Und dazu wird das arme Riekchen noch oft ihrer Garderobe wegen verspottet und kann sich kaum mit dem alten Sprichwort, daß, wer den Schaden hat, auch für den Spott nicht zu sorgen braucht, trösten, bis ich denn wohl mitunter plötzlich als ein deus ex machina erscheine und durch ein funkelnagelneues Kleid ihrem Anzuge zu einem absonderlichen Glanze verhelfe. Die beiden Mädchen sind sonst sehr liebe, gute Kinder, über welche wir nur unsere große Freude haben können. Marie verspricht einmal eine besonders thätige Wirthschafterin zu werden, und es ist im Familienrathe schon beschlossen, daß sie zu nächstem Michaelis, wenn ihre Confirmation geschehen ist, einige Jahre auf einem großen Rittergute in der Nähe, mit dessen Besitzer ich besonders befreundet bin, in die Lehre kommen soll, um die Landwirthschaft recht gründlich zu lernen. Für ein armes Mädchen scheint mir eine gute Ausbildung in der Wirthschaft eine bessere Mitgabe für das Leben zu sein, als wenn sie vielleicht einige Tänze auf dem Spinet klimpern und unnütze Stickerei anfertigen lernt. Riekchen besitzt ein großes Talent für Musik

und hat besonders auch eine vorzügliche Stimme. Welchen Nutzen ihr diese Eigenschaften aber dereinst bringen sollen, vermag ich noch nicht recht einzusehen. Zwar sagte jüngst ein alter Bekannter von mir, welcher jetzt in Berlin eine Secretärstelle beim Kriegsministerium bekleidet, die Stimme meiner Tochter Friederike sei ein großer Schatz, der dem Mädchen vielleicht noch ein besonderes Glück verschaffen könne, und es sei meine Pflicht als Vater, solche recht ausbilden zu lassen und sorgsam zu hüten. Da ich nun nicht einzusehen vermochte, wie ein armes Mädchen aus bürgerlicher Familie durch eine schöne Stimme ihr Glück machen könne, so fragte ich ganz erstaunt den Herrn Secretär, wie er dies meine, und was ich denn dabei thun könne. Da sah er mich groß an und sagte, dabei eine Prise nehmend: „Nun, mein Verehrtester, natürlich denke ich dabei, daß, wenn Ihre Demoiselle Tochter dereinst eine vorzügliche Stimme besitzt, und diese sorgsam ausgebildet ist, sie bei der Oper in Berlin oder einer andern großen Stadt damit ihre bonne fortune machen könne. So eine Sängerin erhält jetzt oft einen Gehalt von zwei- bis dreitausend Thalern jährlich, und wird fêtirt und cajolirt, daß sie fast wie eine Com-

tesse so herrlich und in Freuden leben kann." Ich glaubte, daß der Herr nur seinen Spaß treiben wolle, und da ich es eigentlich etwas unpassend fand, daß er selbst im Scherz nur annehmen könne, wie ein anständiges Mädchen aus einer rechtschaffenen bürgerlichen Familie zum Theater gehen und eine Comödiantin werden solle, so antwortete ich: „Für einen Spaß ist dies eigentlich etwas zu stark, und nur ein Glück, daß meine Ehegemahlin es nicht gehört hat, denn die würde solchen vielleicht übel aufgenommen haben." Der Secretär, welcher wohl schon die leichtfertigen Berliner Sitten etwas zu sehr angenommen haben mochte, sagte aber ganz erstaunt, er habe damit keinen Scherz treiben wollen, sondern es sei sein voller Ernst gewesen, und das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand sei eine veraltete Mode, die nicht mehr für unsere moderne Zeit passe, und in Berlin schätzten es sich selbst die angesehensten Familien aus dem Kaufmannsstande zur Ehre, wenn ihre Töchter zum Theater gingen oder mit den Schauspielerinnen Umgang hätten. Jetzt wäre mir bei solcher Rede aber fast die Zornader angeschwollen, und ich sagte dem Herrn Secretär, wenn er nicht mein alter Gefährte und

Bekannter von der Kriegszeit her wäre, so würde ich ihm ob solcher frivolen Reden arg zürnen. Meine Tochter sei ein anständiges Bürgermädchen und würde solches hoffentlich auch immer bleiben, und Gott möge mich und meine Familie vor der Schande bewahren, daß irgend ein Familienglied jemals zum Theater und unter die Comödianten ginge. Eine Comödiantin bliebe stets in meinen und aller anständiger Leute Meinung eine Person, die sich oft in sittenlosem Anzuge frech und schamlos vor aller Leute Augen auf dem Theater hinstellen und für schnödes Geld ihre Kunststücke aufführen müsse, und ob sie nun jährlich zweitausend oder zweihundert Thaler dafür erhielte, das bliebe sich am Ende gleich, ein wirklich anständiges und sittsames Mädchen würde sich doch nicht dazu hergeben.

Der Secretär hatte meine Zurechtweisung übel aufgenommen, ebenso wie mir sein Vorschlag höchlichst mißfallen, und so schützte er denn bald Geschäfte vor und trennte sich nach kurzem Besuch, und mein Plan, ihn zu einem Gericht Pökelschweinefleisch mit Erbsen und Sauerkraut einzuladen, was, wie ich aus früherer Zeit wußte, sein Leibgericht war, und in dessen Zubereitung meine Alte eine große Meisterschaft besaß, fiel

dadurch in das Wasser. Es war schade, daß dieser einfältigen Comödiantengeschichte wegen die Concordia zwischen uns beiden alten Bekannten so sehr gestört wurde, denn ich hatte mich schon so recht darauf gefreut, mit ihm von den früheren Kriegszeiten ein vernünftiges Wort zu plaudern und mir von Berlin, und besonders wie es in Potsdam am Hofe unseres großen Königs zuging, manches Neue erzählen zu lassen. War doch schon seit Monaten die betrübende Kunde zu uns nach Pommern gedrungen, daß es mit dem körperlichen Befinden unseres Königs, Friedrich des Großen, immer schlechter und schlechter würde und man auf sein Hinscheiden in der nächsten Zukunft wohl gefaßt sein müsse.

Zwar waren der Geist und die unausgesetzte Thätigkeit des Königs für das Wohl des ihm von Gott anvertrauten Reiches noch immer die gleichen, und fast keine Woche verging, in der nicht irgend eine Maßregel von ihm bekannt wurde, die unserem Vaterlande Nutzen oder Ehre brachte; allein die gebrechliche Maschine seines Körpers schien die ungeheuern Anstrengungen, denen sie ausgesetzt war, auf die Dauer nicht mehr lange ertragen zu können. Mit banger Sorge konnte man aber nur an den Tod unseres

großen Königs denken; denn was von seinem Nachfolger bisher verlautete, war gerade nicht sehr hoffnungerweckend. Er sollte zwar gutmüthig, aber dabei schwach, geistig indolent und nur zu sehr schlechten Rathgebern folgend sein. Dazu drangen von Berlin aus immer schlimmere Nachrichten über die dort in allen Ständen einreißende Verschlechterung der Sitten zu uns in die Provinz. Unmoralität und Frivolität sollten sich dort wie ein böser Krebsschaden in alle Klassen der Gesellschaft einfressen, und viele Leute aus allen Ständen gar kein höheres Streben kennen, als möglichst schnell und mit Anwendung aller Mittel nur recht viel Geld zu verdienen, um solches dann wieder in Luxus, Völlerei uud verschwenderischen Vergnügungen zu verprassen. Es war dies die böse Folge davon, daß unser König bei allen seinen unermeßlichen Verdiensten doch leider in der wahren Frömmigkeit kein allzu gutes Muster abgegeben hatte, und sich so die Nichtachtung der Religion immer weiter und weiter in alle Kreise des Volks verbreitete. Mußte es doch mit der Lockerheit der Sitten und der Nichtachtung von Zucht und Anstand schon weit in Berlin gekommen sein, wenn selbst ein angesehener Beamter, wie der Secretär war,

mir, einem Lehrer des Gymnasiums, in vollem Ernst den Vorschlag machen konnte, daß ich meine Tochter ihrer schönen Stimme wegen zu einer Comödiantin ausbilden lassen solle. Da herrschten denn doch glücklicher Weise bei uns in Stargard noch ungleich festere Grundsätze, und ich wäre mit vollem Rechte von allen meinen Collegen und anderen Personen von Anstand und Sitte äußerst mißachtet und über die Achsel angesehen worden, wenn man erfahren, daß ich mich so weit aller Reputation entäußert habe, um mein leibliches Kind für das Theater erziehen zu lassen. Entsinne ich mich doch, welch' Aufsehen es in ganz Stargard machte, als es vor ungefähr zehn bis elf Jahren plötzlich hieß, die Tochter eines Sattlermeisters, ein bildhübsches, junges, munteres Mädchen, das freilich schon etwas lockere Sitten gehabt haben soll, sei mit einem wegen Liederlichkeit weggejagten Abschreiber vom Gericht bei Nacht und Nebel heimlich davongelaufen, und Beide hätten sich unter die Comödianten in Stettin aufnehmen lassen. Der Vater, ein alter Ehrenmann, so recht das Muster eines braven Bürgers und fleißigen Handwerkers, war außer sich, daß ihm solche Schande durch sein eigenes Kind gemacht wurde,

und die sämmtliche Verwandtschaft petitionirte beim hochlöblichen Magistrate zu Stettin, daß die Comödiantin wenigstens angehalten würde, ihren elterlichen Namen abzulegen und einen andern, sogenannten Theaternamen anzunehmen, damit sie doch nicht den Schimpf erlebten, ihren guten Namen tagtäglich auf den Comödienzetteln gedruckt zu lesen. Diese liederliche, weggelaufene Sattlerdirne soll später auch noch eine sehr bekannte Schauspielerin geworden sein, die an dem Theater in Berlin und, wie ich gehört zu haben glaube, auch in Dresden ihr Wesen trieb. Und in solche Gesellschaft sollte ich nach des Herrn Secretärs Ansicht sogar mein eheleibliches Kind geben. Das war doch wahrlich etwas zu stark!

Das Gute hatte aber diese Unterredung — die ich niemals wieder vergessen konnte, so sehr hatte ich mich darüber geärgert — daß ich fortan sorgsam bemüht war, das musikalische Talent und besonders auch die Anlage zum Gesang bei meiner Tochter Riekchen möglichst zu unterdrücken. Sie durfte niemals mehr etwas Anderes als geistliche Lieder aus dem Gesangbuche oder höchstens ganz einfache Volksmelodien singen, und meine Frau und ich sagten ihr wiederholt, daß für ein armes Mädchen, welches darauf an=

gewiesen sei, sich durch Fleiß und Geschick ihr Brot selbst zu verdienen, alles Singen und auf dem Spinet klimpern etwas ziemlich Ueberflüssiges wäre, und eine gute Wirthschafterin viel leichter Aussicht habe, eine passende Stelle zu bekommen oder sich an der Seite eines braven Mannes den eigenen häuslichen Herd zu gründen, als eine bloße Musikantin oder eine Person, die andere derartige brotlose Künste treibe. Zwar machte Riekchen, die sich doch schon allerlei närrische Dinge in den Kopf gesetzt zu haben schien, zu solchen elterlichen Ermahnungen mitunter ein etwas betrübtes Gesicht, allein es scheint zu unserer Aller Freude doch, daß sie sich jetzt schon in ihr Loos gefunden und das Vernünftige unserer Ermahnungen eingesehen hat. Gott gebe, daß dem so sein möge! Denn ein armes Mädchen, die sich allerlei romanhafte und phantastische Ideen in den Kopf gesetzt hat, wird nicht allein selbst dadurch für ihr ferneres Leben unglücklich, sondern kann auch ihrer ganzen Familie nur zu häufig vielen Kummer, ja sogar Schande bereiten. Davor aber möge mich der Herr gnädig in meiner Familie bewahren! Das ist mein tägliches Gebet.

So weit habe ich denn nun das Befinden

meiner Familie zur Zeit, da ich diese Aufzeichnungen in unsere Familienchronik eintrage, beschrieben und will nun wieder etwas in den Jahren zurückkehren. Ereignete sich doch ein sehr merkwürdiger Vorfall, der nicht allein mich und meine Alte ungemein aufregte, sondern auch in ganz Stargard, ja selbst in der Umgegend, ein überaus großes Aufsehen machte.

Es war am ersten Sonntag Trinitatis des Jahres 1779, als ich von einem nachmittäglichen Spaziergang, den ich mit einem Collegen nach einem benachbarten Dorfe gemacht hatte, wieder zurück kam; auch mein liebes Weib war mit unseren Kindern zum Besuch bei einer befreundeten Familie abwesend gewesen, und so hatte sich in unserer Wohnung nur unser etwas einfältiges Dienstmädchen, eine Tagelöhnertochter aus einem Dorfe, befunden. Voller Angst und Schrecken kam diese mir nun schon in der Hausflur entgegengelaufen und berichtete, in meiner Abwesenheit sei plötzlich ein großer, hagerer Mann mit so braungebranntem Gesicht, wie es bei uns selbst Feldarbeiter während der Ernte nicht hätten, auf dem eine weiße Perrücke gesessen, der aber sehr vornehm gekleidet wäre, einen Degen getragen und einen braunen Sammetrock mit goldenen Knö-

pfen angehabt habe, bei uns erschienen. Hinter diesem Herrn sei aber ein Kerl gegangen, der ein ganz schwarzes Gesicht wie ein Schornsteinfeger hätte, mit funkelnden dunkeln Augen und schneeweißen Zähnen, die ordentlich geblinkert, als er seinen Mund zum Lachen weit aufgerissen. Dieser schwarze Kerl, den sie im ersten Augenblick für den leibhaftigen Gottseibeiuns in eigener Person gehalten, sei ganz in scharlachrothes Tuch gekleidet gewesen und habe einen solchen Anblick gewährt, daß die Straßenjungen in dichten Haufen hinter ihm hergelaufen wären und alle Nachbarn die Fenster weit aufgerissen hätten, um besser zu sehen, was dies zu bedeuten habe. Als meine Dörthe mir dies erzählte, glaubte ich anfänglich fast, die dumme Dirne sei verrückt geworden, und frug sie in wohl etwas rauhem Tone, was diese ganze Geschichte denn eigentlich bedeuten solle. Das Mädchen aber versicherte, es sei Alles ganz genau so wahr, wie sie es mir jetzt erzählt, und der Herr habe in Deutsch, was aber so seltsam geklungen, daß sie ihn kaum habe verstehen können, nach meinem Namen und ob ich hier wohne gefragt, und als sie ihm dies bejaht, verlangt, daß man ihn sogleich zu mir führen möge. Als ihm

Dörthe nun gesagt, daß ich nicht zu Hause sei, habe er ihr ein kleines Stück Papier, worauf, wie er gemeint, sein Name geschrieben sei, in die Hand gedrückt und ihr nun befohlen, mir dies sogleich bei meiner Rückkehr zu geben und zu sagen, daß er im Gasthofe am Markt abgestiegen sei und meinen Besuch recht bald erwarte. Darauf sei er denn, von dem schwarzen Kerl gefolgt, wieder mit langsamen Schritten fortgegangen, und alle Straßenjungen wären mit lautem Geschrei hinterhergelaufen. Es war natürlich, daß ich Dörthe nun hastig nach dem Stückchen Papier, auf welchem der Name dieses seltsamen Fremden stand, dessen Erscheinung die ganze Straße in Bewegung gesetzt habe, frug. Fast unter Schluchzen gestand mir die dumme Dirne nun, sie habe dieses Papier auf den Tisch in der Küche gelegt und sei dann in den Stall gegangen, um die Kuh, die wir uns angeschafft hatten, zu melken; inzwischen müsse der Zugwind nun dies Blättchen vom Tische herabgeblasen haben, und so habe es wahrscheinlich unser junge Hund, der in der Küche umherspielte, in lauter kleine Stücke zerrissen. Ein winziges Schnipsel davon, auf dem noch ein Buchstabe stand, gab sie mir. Es war natürlich, daß diese ganze Erzählung meine Neu=

gierde sehr reizte. Meine Frau war inzwischen mit den Kindern auch nach Hause gekommen und frug nun gleich sehr erstaunt, was es zu bedeuten habe, daß ihr die Nachbarn erzählt hätten, ein vornehmer Mann, mit einem raben-schwarzen Mohren hinter sich, sei in unserem Hause gewesen und habe dringend nach mir ge-fragt. Ich zog nun schnell meinen Roquelaure wieder an und band den Haarbeutel, den ich schon abgebunden hatte, wieder fest, um diesem Frem-den, der wahrscheinlich doch ein vornehmer Mann sein mußte, gebührend meine Aufwartung zu machen, und begab mich dann in das große Gast-haus am Markt, in dem alle angesehenen Frem-den abstiegen. Da unsere Wohnung am ent-gegengesetzten Ende der Vorstadt lag, so hatte ich einen ziemlich langen Weg dahin und will nicht leugnen, daß ich meine Schritte aus Neu-gierde sehr beschleunigte und bei der einge-tretenen Dunkelheit, da ich es in der Eile ver-säumt hatte, eine Laterne mitzunehmen, fast über einen großen Misthaufen, den ein Nachbar allzu breit auf der Straße hatte liegen lassen, ge-fallen wäre.

Auf der Hausflur des Gasthofes fand ich noch einige Menschen stehen, denen der kleine

dicke Wirth des Hauses, dessen rothe Pontacnase mir an dem Abende noch dunkler als gewöhnlich zu glühen schien, mit eifriger Geschwätzigkeit sehr interessante Mittheilungen zu machen bemüht war. Als er mich erblickte, kam er sogleich auf mich zu gestürzt und schrie mir zu: „Nein, dieses Glück! Wissen der Herr Prorector schon, können der Herr Prorector es sich wohl denken, wer in meinem Hause abgestiegen und schon in Ihrer Wohnung gewesen ist?"

Nichts weiß ich, denn meine dumme Dörthe hat die Karte verloren. Wer ist es denn aber, der einen Mohren hinter sich gehen hat und mit solcher Dringlichkeit nach mir fragte, daß ich noch am späten Abend eilends hiehergekommen bin?" frug ich weiter.

„Ja, das ist es ja eben, Herr Prorector, daß ich den Namen des Fremden auch noch nicht weiß; aber ein erschrecklich vornehmer und reicher Herr muß es sein, und so habe ich vor lauter Respect bisher noch nicht gewagt, ihn nach seinem Namen zu fragen. Er kam mit einem schönen eigenen Reisewagen mit vier Pferden Extrapost hier an; auf dem Bocke saß ein weißer Diener, der aber ein solch kauderwelsches Deutsch spricht, das kein ehrlicher Mensch in ganz Pommern deutlich

verstehen kann, und hintendrauf der schwarze Mohr oder Türke, oder was weiß ich, wo der Kerl her sein mag. Und der fremde Herr miethete die besten Zimmer in meinem Hause und befahl mir, zum Abendbrot zu braten und zu kochen, was nur Gutes und Theures in ganz Stargard zu haben sei, und ihm den besten Wein zu bringen. Und dem Postillon, der ihn gefahren, hat er einen blanken Ducaten als Trinkgeld geschenkt, den der dumme Klas anfänglich gar nicht nehmen wollte, weil er ihn für einen Kupferdreier hielt, bis ich ihm solchen in blankes Silbergeld eingewechselt habe, worauf er ganz vergnügt wurde und laut jauchzte und meinte: „Der Herr mit dem schwarzen Deubel hintendrauf gebe noch ein besseres Trinkgeld als selbst der Prinz Heinreich, den er einmal gefahren.“

So schwatzte nun der dicke kleine Wirth, dessen helles Gesicht förmlich vor Freude strahlte, daß er jetzt das Glück hatte, einen solchen gewinnbringenden Gast in seinem Hause zu haben, noch immer fort und wollte mich fast an meinem Rockzipfel festhalten, um mir noch mehr zu erzählen, wobei die übrigen Zuhörer vor lauter Erstaunen Nase und Mund weit aufsperrten. — Natürlich, daß meine Spannung noch immer

mehr gereizt wurde und ich so schnell als möglich die Treppe hinaufstieg. Auf dem Vorplatz der ersten Etage stand schon der weiße Diener und fragte mich mit einer sehr tiefen, ehrerbietigen Verbeugung, ob ich der Herr Professor sei, nach dem sein Herr so dringend verlangt habe. Als ich dies bejahte, öffnete er die Thür des Zimmers, und ich trat ein. Ein großer Herr in einem weiten langen Schlafrock von kostbarem Seidenstoff, auf dem Kopfe eine bunte Mütze, kam sogleich auf mich zu und rief laut aus: — „Mein Bruder, kennst Du mich nicht mehr? Ich bin ja Dein Bruder Theodor." Ich muß gestehen, daß mir bei diesem Ausruf das Blut plötzlich so zu Kopfe stieg, daß ich fast einen Schwindel bekommen hätte und ich mich einen Augenblick an einer Stuhllehne halten mußte. Das war mein Bruder Theodor, der vor mehr als dreißig Jahren in Colberg heimlich zu Schiffe ging, und von dem wir seitdem niemals mehr etwas gehört hatten. Wahrhaftig, diese Nachricht war zu überraschend! Und doch war er es. Trotz der langen Abwesenheit erkannte ich sogleich bei der hellen Beleuchtung, die sechs angezündete Wachskerzen im Zimmer verbreiteten, die mir unvergeßlichen Züge meines seligen Vaters, mit dem

Theodor schon als Knabe stets eine überaus große Aehnlichkeit gehabt hatte. Es bedarf wohl keiner Versicherung, wie sehr mich dies plötzliche Wiedersehen meines längst verloren geglaubten Bruders, an dessen Dasein ich gar nicht mehr gedacht hatte, erfreute, und doch fühlte ich zugleich fast instinctmäßig, daß diese allzu lange Trennung eine große Kluft zwischen uns gerissen habe. Auch mein Bruder Theodor hatte bei aller sichtbaren Freude über mein Wiedersehen doch etwas Steifes, Abgemessenes in seinem ganzen Wesen, und so fielen wir uns denn nicht, wie man dies wohl hätte bei dem Wiedersehen zweier Brüder nach so langer Trennung erwarten durfte, um den Hals und herzten und küßten uns, sondern begnügten uns mit einigen warmen Händedrücken.

„Aber um des Himmels willen, wo kommst Du her, wo lebst Du jetzt? Dem Anscheine nach mußt Du Dich ja in großem Wohlstande, ja selbst Reichthum befinden!" rief ich nach der ersten Begrüßung aus. Schien mir doch Alles fast wie im Traume vorzukommen, so groß war noch immer mein Erstaunen über das, was ich jetzt sah und hörte.

„Ja, lieber Bruder," antwortete mir Theodor,

„wenn ich Dir jetzt alle meine Lebensschicksale sogleich erzählen sollte, von dem Tage an, wo ich damals vor so und so viel Jahren heimlich aus der Malerlehre in Colberg fortlief und zu Schiffe ging, so würde ich kaum die ganze Nacht damit fertig werden. Darüber also ein andermal. Für jetzt will ich Dir nur sagen, daß ich eine große Kaffeeplantage in Surinam besitze, die mir so reichliche Einkünfte gewährt, daß ich nach hiesigen Begriffen wohl als sehr reich gelten kann, und eine Frau und drei Kinder habe. Ich habe vor Jahren einmal nach Colberg an meine Mutter geschrieben, aber keine Antwort erhalten, und später von einem Steuermann, der aus Pommern gebürtig war, in Surinam erfahren, daß meine Mutter längst todt, meine beiden Brüder, so viel er wisse, im preußischen Militär dienten und meine Schwester sich nach Rußland oder Polen, genau wußte er dies auch nicht, verheirathet habe. So war ich denn also von meiner Familie ganz getrennt. Im letzten Winter führte mich aber eine Erbschaftsauseinandersetzung mit dem einzigen Bruder meiner Frau, der in Amsterdam gestorben war, ganz nothwendig nach Holland zurück. Ich schrieb nun vom Haag aus an den Magistrat in Colberg und bat,

mir mitzutheilen, ob meine Mutter auf dem dortigen Kirchhofe begraben sei, weil ich ihr dann gerne ein Grabmonument errichten lassen wollte, und ferner auch, ob daselbst nichts von dem Schicksal meiner übrigen Geschwister bekannt sei. Da ich gleich einige Ducaten als Entgeld für die Rückantwort beigelegt hatte, so erhielt ich auch umgehend ein Schreiben von dem Rathsschreiber, in welchem er mir mittheilte, daß zwar von den weiteren Schicksalen meines ältesten Bruders in Colberg bis dato gar nichts bekannt wäre, Du jedoch eine geborene Colberger Bürgerstochter zur Frau genommen habest und jetzt ein wohlbestallter Lehrer an dem Gymnasium in Stargard wärest. Als ich diese Nachricht erhielt, ward der Wunsch, Dich, meinen einzigen Verwandten, elterlicher Seits, nach so langen Jahren einmal wieder zu begrüßen und auch zugleich mein liebes Vaterland Pommern sehen zu können, so groß bei mir, daß ich mich schnell entschloß, Extrapostpferde zu nehmen und von Amsterdam hieher zu fahren. Und so bin ich denn hier angekommen und herzlich erfreut, Dich so wohl und gesund zu sehen," endigte mein Bruder seine Erzählung. „Aber jetzt will ich uns ein Abendessen besorgen, und dann mußt Du mir

erzählen, wie es Dir geht und was aus den übrigen Geschwistern geworden ist. Du kannst Dir vorstellen, daß ich ein ungemeines Verlangen fühle, dies Alles zu erfahren." Mein Bruder schellte jetzt mit einer silbernen Schelle, die auf dem Tische stand, und sogleich erschien der schwarze Neger, der schon so viel Aufsehen in Stargard gemacht hatte, im Zimmer, worauf ihm sein Herr einige Worte in holländischer Sprache zurief. Es dauerte auch nur einige Augenblicke, als der weiße Diener, der mich vorher angemeldet hatte und der, wie mir mein Bruder erzählte, ein in Holland für diese Reise angenommener Courier, ein geborener Schweizer war, während der Neger sein Leibdiener aus Surinam sei, mit einem schon vollständig mit Allem, was im Gasthofe nur Gutes und Theures war, besetzten Tisch, der im Nebenzimmer bereits vorher gedeckt war, eintrat. Als aber der kleine dicke Wirth sich aus Neugierde auch mit in das Zimmer hineindrängen wollte, faßte der Courier ihn ohne weitere Umstände an der Schulter und schob ihn wieder zur Thür hinaus, worüber jener freilich ein sehr verwundertes Gesicht machte. Da es voraussichtlich am heutigen Abend sehr spät werden konnte, bevor ich mei=

nen Bruder verließ, so schrieb ich jetzt erst einige Worte auf ein Stücklein Papier, in denen ich meine liebe Ehefrau kurz von dem Vorgefallenen benachrichtigte und sie bat, mir den Hausschlüssel zu schicken und nicht auf mich zu warten, bis ich zurückkomme. Diesen Zettel mußte der Hausknecht aus dem Gasthofe hintragen und mir zugleich Hausschlüssel und Handlaterne mit zurückbringen.

So nun vollständig beruhigt, setzten wir uns an den Tisch, aßen gut und tranken noch besser, wobei mein Bruder, der überhaupt etwas verwöhnt und ein vornehmer, stolzer Mann geworden zu sein schien, mitunter verächtlich über den Weinkeller des Stargarder Gastwirthes die Nase rümpfte. Bei der Mahlzeit erzählte ich nun meinem Bruder Alles, was sich seit seinem damaligen heimlichen Davonlaufen Wichtiges in unserer Familie zugetragen hatte; er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und konnte des Fragens gar kein Ende finden. Selbst der kleinste Umstand schien ihn zu interessiren, und dies bewies mir, daß mein Bruder, obgleich er ein vornehmer, reicher Mann geworden war, sich doch die Liebe für die Familie und das Interesse für die Heimath bewahrt hatte. Und das

gefiel mir sehr an ihm und zeigte, daß er sein gutes Herz behalten hatte. Daß mein ältester Bruder Friedrich Wilhelm verschollen sei, schien er sehr zu bedauern, und auch die Schicksale meiner Schwester, die an den russischen Fürsten Gagarin verheirathet war — auf die ich später ausführlicher zurückkommen werde — zu beklagen.

Es war schon fast zwei Uhr Nachts geworden, als ich endlich aufbrach, um nach Hause zu gehen. Der Madeirawein, den wir getrunken, hatte mir den Kopf doch etwas schwer und den Schritt wankend gemacht, weshalb ich vorzog, den Hausknecht aus dem Gasthofe mit der Laterne vorleuchten zu lassen. Einer solchen Schwärmerei, zu so später Nachtstunde mit wankendem Schritt nach Hause zu gehen, hatte ich mich seit langen Jahren nicht schuldig gemacht. Freilich findet man auch selten einen Bruder, der vor dreißig Jahren als armer Malerlehrling weggelaufen, so plötzlich als reichen Plantagenbesitzer aus Surinam wiedergekehrt. Daß meine Alie aus Neugierde noch wach geblieben sei, konnte ich schon im Voraus wissen, und richtig war sie es auch. Ich erhielt zwar zuerst eine kleine Gardinenpredigt über mein zu spätes Nachhausekommen, dann ging aber ein solches Gefrage an,

daß ich zehn Zungen hätte haben müssen, um alle die gestellten Fragen eben so schnell auch wieder zu beantworten. Mein liebes Eheweib gehört wahrlich nicht zu den Frauenzimmern, deren Zunge gewöhnlich allzu locker sitzt, aber wenn dieselbe einmal im Gange ist, dann geht sie auch wie ein Mühlrad so schnell herum, und ich verzichte stets schon von vornherein darauf, ihr zu antworten. So legte ich mich denn auch jetzt bei all' ihrem Geschwätz bald auf das Ohr, zog mir die Nachtmütze tief in das Gesicht, und war schon längst sanft eingeschlafen, bevor sie wahrscheinlich zur Ruhe gekommen.

Mit dem andern Morgen begann ein Tag der Aufregung, wie meine Familie solchen in unserem friedlichen Lebenslauf bisher noch nicht erlebt hatte. Ich bat meine Collegen, die mir zufallenden Unterrichtsstunden im Gymnasium für die nächste Zeit zu übernehmen, meine Kinder wurden für heute ausnahmsweise auch von jedem Schulunterricht dispensirt, und meine Frau hatte, glaube ich, ein halbes Dutzend gefällige Nachbarinnen mit Töchtern und Mägden zu Hülfe gebeten, um ihr beim Putzen und Scheuern und allen möglichen sonstigen häuslichen Arbeiten, die dem Onkel aus Surinam zu Ehren ge-

macht werden mußten, zu helfen. So war denn unser Häuschen um elf Uhr, zu welcher Zeit sich mein Bruder zum Besuch angemeldet hatte, so blank und sauber geputzt, daß selbst der verwöhnte Blick eines Holländers nichts daran auszusetzen vermocht hätte, und meine Alte prangte in ihrer besten Sonntagscontouche, während auch meine Kinder alle so hübsch und nett in ihrem Sonntagsanzuge aussahen, daß es für mein Vaterauge eine wahre Freude war, sie anzusehen. Auf ausdrücklichen Befehl meiner gestrengen Ehegattin hatte auch ich mich dem vornehmen Bruder zu Ehren von einem Perrückenmacher besonders schön pudern und mir einen ganz modernen neuen Haarbeutel anbinden lassen müssen, auch die silbernen Schnallen, die mir der Herzog von Bevern einst geschenkt, an die Schuhe gesteckt und meinen Hochzeitsrock angezogen, obgleich ich selbst alle diese Umstände für ziemlich überflüssig hielt.

Um elf Uhr erschien denn nun auch mein Bruder, und zwar — wahrscheinlich um das Gefolge der Straßenjungen zu vermeiden — nicht von dem schwarzen Leibdiener, sondern von dem holländischen Courier begleitet. Hinterdrein keuchte der Hausknecht des Gasthofes, schwer mit ver=

schiedenen Paketen beladen. Es war ein feierlicher Augenblick für meine Familie, als mein Bruder, dem ich bis auf die Straße entgegengegangen war, in unsere Wohnstube eintrat. Einen Moment freilich schien es mir, als streife sein Blick etwas verwundert umher über die niederen Zimmer, die geweißten Wände und die einfache Ausstattung derselben, welche von dem Reichthume, der in einem großen holländischen Kaufmannshause oder auf einer reichen Plantage in Surinam herrschen mochte, stark abstach. Als er aber mein liebes Eheweib, welches immer noch ein ganz stattliches Aussehen hatte, und meine sechs hübschen Kinder, alle gesund und frisch, näher sah, da nahm sein Gesicht bald einen Ausdruck des Wohlgefallens und der Freude an. Und als er mir später sagte: „Lieber Bruder, Du bist um Deine Familie zu beneiden und hast an ihr einen wahren Schatz," da fühlte ich, daß diese Worte nicht blos leere Complimente waren, sondern wirklich aus seinem Innern kamen. Und er hatte hierin auch recht: meine Familie war ein Schatz, um den mich mancher Fürst wohl beneiden konnte, und den ich nicht um alle Reichthümer dieser Welt vertauscht hätte.

In den ersten Augenblicken waren meine

Frau und Kinder wohl etwas verlegen über den neuen vornehmen Verwandten und knixten und dienerten mehr, als dies vielleicht nöthig gewesen, und ihre Gesichter sahen röther aus, als sonst gewöhnlich der Fall; aber sie fanden doch recht bald ihre natürliche Munterkeit und Unbefangenheit wieder. Und jetzt ging denn auch mein Bruder an das Vertheilen und Auspacken der mitgebrachten Geschenke, und da kamen denn freilich Sachen zum Vorschein, wie wir sie so schön und kostbar noch niemals in unserem Hause für möglich gehalten hatten, ja wie sie auch eigentlich gar nicht dahin paßten und mit unserer übrigen einfachen Einrichtung schlecht harmonirten. Meine Frau bekam einen schweren Theetopf von massivem Silber, wie solchen gewiß kein anderer Mensch in ganz Stargard besaß, ein Stück schweres buntes Seidenzeug, was viel zu kostbar war, als daß sie es jemals als Frau eines Lehrers tragen konnte, eine große chinesische Kiste mit Thee und fündundzwanzig Pfund des besten Kaffees von der eigenen Plantage meines Bruders. Ich erhielt eine silberne, inwendig vergoldete Schnupftabaksdose, sechsundzwanzig Pfund des feinsten holländischen Kanasters, einen sehr schönen aus Meerschaum

geschnitzten Pfeifenkopf mit Silberbeschlag und eine Reihe lateinischer Classiker, alle von den seltensten holländischen Ausgaben, die zierlich in weißes Pergament gebunden waren. Da mein Bruder nicht gewußt, wie viele Kinder ich besaß, so hatte er für diese keine Geschenke aus Amsterdam mitbringen können. Er hatte sich aber dadurch zu helfen gewußt, daß er am Morgen in Stargard sechs hübsche Sparbüchsen von lackirtem Blech vom Klempner gekauft und in jede fünfzig blanke, vollgeränderte holländische Ducaten gethan hatte. So gab er nun jedem meiner Kinder eine solche Sparbüchse mit Goldstücken gefüllt. Die erstaunten und freudigen Gesichter der Beschenkten über diese so reiche Gabe werde ich niemals wieder vergessen. Sie kamen dadurch plötzlich in den Besitz einer Summe, wie sie solche sicher in ihrem ganzen Leben noch niemals gesehen, ja wohl kaum gewähnt hatten, daß sie diese würden besitzen können. Diese fünfzig blanken Ducaten sollten nach des Onkels ausdrücklichem Wunsch jedes Kindes freies Eigenthum bleiben, über welches es selbstständig verfügen konnte, sowie es einst das väterliche Haus verließ. Während seines Aufenthaltes in Stargard schenkte übrigens mein Bruder jedem

Kinde noch einen vollständigen Winteranzug, so gut solcher in der Stadt, unseren Verhältnissen angemessen, gemacht wurde. Auf besonderes Bitten meiner Frau, die in der That gar nicht gewußt haben würde, was sie mit dem kostbaren Seidenzeug anfangen sollte, nahm er dieses wieder mit nach Holland zurück und schenkte ihr dafür ebenfalls einen ganz vollständigen Winteranzug, wie er sich für eine Lehrerfrau paßte, und ein Stück der besten holländischen Leinwand, die er von Stettin hatte kommen lassen. Was das für ein Gejuble in meiner ganzen Familie, eine Theilnahme bei unseren Freunden und eine Neugierde bei allen Nachbarn, ja eigentlich in ganz Stargard gab, wird Jeder sich denken können. Wahrhaftig! ich kann den späteren Gliedern unseres Geschlechts, die etwa diese Zeilen dereinst lesen werden, nichts Besseres wünschen, als daß sich auch bei ihnen einmal ein so reicher Onkel aus Surinam einstellen und sie durch derartige Geschenke erfreuen möge.

Für diesen Mittag waren wir alle bei meinem Bruder im Gasthofe zu Tische eingeladen, und es gab ein so kostbares Essen und eben so feine Weine, wie der Wirth nur irgend solche liefern konnte. Am andern Mittag aß mein

Bruder bei uns, und obgleich meine Alte es sich anfangs gar nicht nehmen lassen wollte, auch eine Gasterei herzurichten, so gut sie es nur irgend vermochte, so mußte sie doch auf unseres Gastes ausdrücklichen Wunsch Klöße und Pflaumen mit Pökelschweinefleisch kochen, was ihm als Jungen stets sein Leibgericht gewesen war. Da schmauste er denn ordentlich drein und trank dazu zwei Steinkrüge voll Stettiner Bier aus. Auch schenkte er beim Weggehen unserer Dörthe drei harte Thaler Trinkgeld, daß sie so gut gekocht hätte.

So blieb mein Bruder denn noch vierzehn Tage bei uns in Stargard, und es waren dies wirklich wahre Festtage für mich und meine ganze Familie. Zwar war er mitunter wohl etwas steif und abgemessen, und ich konnte das Gefühl nicht überwinden, daß eigentlich doch eine gewaltige Kluft zwischen uns Brüdern bestehe, aber auf der andern Seite konnte er auch wieder so herzlich und brüderlich sein, und hatte besonders auch eine so warme Anhänglichkeit an alle Jugenderinnerungen, daß man ihm von ganzem Herzen gut sein mußte. Daß ein so reicher Gast, wie mein Bruder war, in ganz Stargard das größte Aufsehen machte, war selbstverständlich. Das Fragen, Besprechen und Aus-

breiten oft der unsinnigsten Gerüchte über seine Person wollte gar kein Ende nehmen, und es ward fast in der ganzen Zeit, daß er in unserer Stadt sich aufhielt, von nichts Anderem als von ihm und seinen Verhältnissen gesprochen. Mein Bruder hatte seinen Spaß daran, ja, ich glaube, er reizte mitunter sogar die Neugierde der Leute absichtlich noch mehr. Bevor er abreiste, gab er übrigens im Gasthofe noch ein sehr splendides Abendessen, wozu er alle meine Collegen und Bekannten und noch einige Honoratioren der Stadt, die er kennen gelernt hatte, einlud. Da er dem Wirth gesagt, er brauche auf die Kosten nicht zu sehen, so hatte dieser denn auch ein Essen bereitet und einen Wein uns vorgesetzt, wie beides, nach seiner Versicherung, noch niemals so gut gewesen war, seit dieser Gasthof bestanden. Auch für die Armenkasse von Stargard steuerte mein Bruder einen reichen Beitrag bei, und theilte überhaupt so viel Geschenke und Trinkgelder aus, daß sein Name noch nach Jahren von den Leuten mit dem größten Lobe genannt wurde.

Auf meines Bruders ausdrückliches Verlangen mußte ich mir auf einige Tage Urlaub erbitten und ihn dann nach Colberg begleiten. Hier bestellte er ein sehr schönes Grabmonument

auf meiner Mutter Grab und ließ solches auch mit einem massiv eisernen Geländer umgeben und mit schönen Bäumen bepflanzen, so daß er einige Hundert Thaler Kosten davon hatte. Auch für die Armenkasse von Colberg wies mein Bruder ein reiches Geschenk an, und gab dann ebenfalls in einem Gasthofe ein sehr splendides Abendessen, wozu mehrere frühere Jugendbekannte, die noch von ihm in Colberg lebten, eingeladen wurden. Die wunderten sich denn freilich nicht wenig, daß der fortgelaufene Malerlehrling jetzt als ein so steinreicher Mann wieder zurückgekommen sei. Unter diesen Gästen befand sich auch zu meiner großen Freude mein früherer Schüler, Joachim Nettelbeck, dessen ich schon mehrmals in dieser Chronik gedacht habe. Der war jetzt ein angesehener Schiffscapitän in Colberg und ein überaus tüchtiger Mann, der als ein Muster in seinem Stande angesehen werden konnte und seiner Vaterstadt zur Ehre gereichte.

Es giebt für mich in der That kaum einen Menschen, den ich so von ganzem Herzen achte und ehre, als einen echten und rechten Bürger, der sich zwar über seinen Stand nicht erheben will, dabei aber doch den wahren Bürgerstolz besitzt und alle Pflichten getreulich erfüllt. So

ein Mann war mein lieber Joachim Nettelbeck in vollstem Sinne; das hatte ich schon bei der Belagerung von Colberg erfahren und erkannte es auch jetzt wieder so recht; ich freute mich daher stets, wenn ich ihn mitunter sehen und seine braungebrannte, von Arbeit gehärtete Hand recht herzlich schütteln konnte.

Von Colberg kehrte mein Bruder mit mir noch auf zwei Tage nach Stargard zurück und nahm dann Abschied — wohl wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen in diesem Erdenleben. Er wollte jetzt wieder nach Amsterdam zurückreisen, sich dort noch einige Wochen in Geschäften und um seine Erbschaft zu ordnen, aufhalten und dann sich wieder nach Surinam, wo seine großen Plantagen lagen, einschiffen. Theils die Sehnsucht nach seiner Frau, der Tochter eines reichen Plantagenbesitzers — durch welche er in den Besitz seines großen Vermögens gekommen war — und nach seinen drei Kindern, theils aber auch, weil er es in unserem rauhen Klima nicht recht mehr aushalten konnte und fast immer in einen dicken Pelz gekleidet gehen mußte, wenn er nicht vor Frost mit den Zähnen klappern wollte, trieb ihn so bald als möglich über

das Weltmeer wieder in seine neue Heimath zurück.

Während des Aufenthaltes meines Bruders Theodor erzählte er mir und meiner Familie seine in der That fast wunderbaren Schicksale und Abenteuer, die er seit seinem Fortlaufen erlebt hatte. Was hatte er nicht Alles durchgemacht, welche Kette der wechselvollsten Begebenheiten war sein ganzes Leben gewesen! Da er noch von seiner Knabenzeit her sich mit dem lebhaftesten Interesse unserer alten Familienchronik erinnerte, so hatte er ein ziemlich genaues Tagebuch über sein ganzes bisheriges Leben aufgesetzt, und ließ mir solches nun zurück, damit ich einen geeigneten Auszug für diese Chronik anfertigen könne. Ich hatte ihm mehrere Bruchstücke aus der neuen Chronik, die ich seit dem Verbrennen der alten bekanntlich wieder angefangen, vorgelesen, was in ihm das größte Interesse erweckte. Auf seinen speciellen Wunsch mußte mein Sohn Friedrich, der eine sehr gute Hand schrieb, eine Abschrift von dieser ganzen Chronik nehmen und ihm solche noch nach Holland nachschicken. Als Belohnung dafür schickte ihm mein Bruder aus Amsterdam eine schöne

goldene Repetiruhr, wie solche in Stargard noch kein Mensch besaß.

Es war mir in den ersten Tagen nach meines Bruders Abreise doch recht wehmüthig zu Muthe; ich dachte daran, wie schnell ich den plötzlich Wiedergefundenen jetzt wieder verloren hatte. Um mich zu zerstreuen, fing ich mit großem Eifer an, aus seinem Tagebuche einen Auszug für unsere Familienchronik zu machen, eine Arbeit, die mich so ungemein interessirte, daß ich oft die halben Nächte darüber saß.

Ungefähr dreiviertel Jahre nach meines Bruders Abreise traf ein Brief aus Surinam an mich ein, in welchem er mir seine glückliche Ankunft auf seiner Plantage und die Freude, wieder mit Weib und Kind vereinigt zu sein, meldete. Zugleich erhielt ich durch einen Amsterdamer Schiffer, der nach Stettin gefahren war, eine große Tonne Kaffee, eine Tonne Zucker und noch manche andere schöne Sachen aus Surinam, und meine Söhne bekamen einen großen Kasten mit prächtigen Muscheln, Schmetterlingen und ausgestopften Vögeln. Das war denn eine gewaltige Freude in unserem Hause. Solche Sendungen von Kaffee, Zucker und ähnlichen Producten aus Surinam erhielten wir jetzt all=

jährlich, und es kam dadurch ein solcher Ueberfluß an diesen Sachen in unsere Wirthschaft, daß meine Frau kaum die Hälfte davon verbrauchen konnte. So machte sie denn nicht allein oft befreundeten Familien ein sehr erwünschtes Geschenk mit solchen werthvollen Producten, sondern konnte auch noch das Uebrige gegen andere in der Wirthschaft nützliche Gegenstände vertauschen. So entsinne ich mich, daß sie einige Jahre der Frau eines benachbarten adeligen Gutsbesitzers ein Tönnchen mit fünfundzwanzig Pfund ausgesucht guten Kaffees sandte und dafür zum Fastelabend ein fettes Schwein als Gegengeschenk erhielt. Es war dies ein Tauschhandel, bei welchem beide Theile Vortheil hatten.

Im Jahre 1785 erhielt ich aber leider einen schwarzgesiegelten Brief, in welchem mir die Wittwe meines Bruders dessen am Gallenfieber erfolgten Tod anzeigte. Es war dies für uns Alle eine große Trauerkunde, und wir weinten dem Verstorbenen schmerzliche Thränen nach. Seitdem hat jeder weitere Verkehr mit der uns gänzlich unbekannten Familie meines verstorbenen Bruders aufgehört. So habe ich denn jetzt sowohl in Nordamerika wie auch in Surinam Schwägerinnen und Neffen, die mir aber

persönlich nicht bekannt sind und mit denen ich außer aller Berührung stehe. Es ist doch wirklich seltsam, wie oft Glieder ein und derselben Familie in die entferntesten Welttheile zerstreut werden!

2.

Das Tagebuch meines Bruders Theodor. Sein Dienst als Kajütenjunge auf einem Schoner, der nach Amsterdam segelt. Aufenthalt in Bergen. Mein Bruder entläuft in Amsterdam seinem Schiffer, der ihn mit Gewalt wieder mit nach Pommern zurücknehmen will, und läßt sich als Schiffsjunge auf einem Sclavenhandelsschiff nach Afrika anwerben. Der Dienst auf einem Sclavenschiff. Beförderung zum Schiffsmalergehülfen. Landung an der Goldküste in Afrika. Eine Factorei der afrikanischen Sclavenhändler. Grausame Behandlung der Negersclaven in Afrika. Ihr Einkauf und ihre Behandlung auf den holländischen Sclavenschiffen. Gute Pflege der Negersclaven in Surinam. Anstellung als Garnisonschreiber in dem holländischen Fort Oranien an der Goldküste.

Die Aufzeichnungen meines Bruders, die er, wie er ausdrücklich bemerkte, erst später niedergeschrieben hatte, beginnen von dem Tage, an welchem er heimlich aus Colberg auf ein Schiff gelaufen und damit in See gegangen war. Ich will ihn bei diesem Auszuge für unsere Fami=

lienchronik redend einführen, denn ich weiß aus vielfacher Erfahrung, daß die Erzählung erlebter Begebenheiten sogleich lebendiger wird und besser anspricht, wenn man den, der sie durchmachte, als handelnde Person selbst sprechen läßt, statt nur von ihm in der dritten Person zu reden. So begann denn mein Bruder folgermaßen:

Als das Schiff, auf welches ich heimlich in Colberg gelaufen, von der Rhede fort in die offene See steuerte, wurde mir doch sehr traurig zu Muthe, und ich hätte gern meinen leichtsinnigen Streich wieder ungeschehen gemacht, wenn dies nur möglich gewesen wäre. Besonders der Gedanke an meine Mutter, und welche Schmerzensthränen sie wohl weinen würde, wenn sie meine heimliche Flucht erführe, quälte mich sehr. Auf der andern Seite kam freilich auch wieder die Aussicht, welchem neuen Leben ich jetzt entgegengehe und was ich Alles in der weiten Welt sehen und erfahren könne, statt daß ich sonst vielleicht als ein armseliger Pinseler und Stubenstreicher mein ganzes Dasein hätte in Colberg vertrauern müssen. Freilich, mein erster Empfang in dieser neuen Welt sollte nicht sehr erfreulich sein. Ich hatte geglaubt, der Capitän unseres Schoners wisse um meine Anwe-

senheit an Bord, und nun stellte es sich heraus, daß dem nicht so war und nur die Matrosen allein mich heimlich mitgenommen hatten, um während der Reise Jemand zu haben, dem sie die allerniedrigsten Arbeiten aufbürden konnten, da auf dem Fahrzeuge ein eigentlicher Kajüten-junge fehlte. Als nun der Capitän oder Schiffer, der ein sehr grober, rauher Mann war, meine Anwesenheit erfuhr, gerieth er in einen gewaltigen Zorn, that so, als habe er Lust, mich über Bord zu werfen, sprach von jungem Halunken und unnützem Brotfresser, und prügelte mich schließlich mit einem Tauende gehörig durch. Das war also mein erstes Abenteuer, das ich auf der See bestand, und man muß zugeben, daß es gerade kein sonderlich erfreuliches war. Doch aller Anfang ist schwer, dachte ich, und schüttelte die bekommenen Schläge wieder ab, so gut ich dies vermochte. Der Schiffer hatte übrigens, nachdem er mir meine Hiebe aufgezählt, gesagt: „Da Du junger Halunke nun einmal am Bord bist, so mußt Du Dir auch Dein Brot verdienen und die Geschäfte eines Kajütenjungen besorgen; gieb aber wohl Acht, daß Du Alles gut besorgst, denn sonst erhältst Du immer gehörige Hiebe mit dem Tauende." So mußte ich nun Teller und Schüs-

seln rein machen, Stiefel putzen, mit dem Besen und dem Wischtuche handtieren, kurz, alle die niedrigen Dienste verrichten, die sonst kein Anderer thun wollte. Am zweiten Tage, da eine steife Kühlte zu wehen anfing, bekam ich die Seekrankheit in voller Stärke. Ich wurde so krank und matt, daß ich mich kaum noch auf den Füßen halten konnte, allein es half nichts, auf meinen Zustand wurde weiter nicht im mindesten geachtet, ich mußte stets munter und zu jedem Dienst, mochte dieser nun sein, welcher er wolle, bereit sein, oder ich bekam von dem Schiffer gehörige Hiebe mit dem Tauende und von dem Steuermanne und den Matrosen Knüffe und Püffe, daß es nur eine Art hatte. Die Behandlung der armen Schiffsjungen war damals auf allen deutschen Ostseeschiffen eine sehr harte, und ich kam gleich in eine gute Vorschule von dem, was ich zu erwarten hatte. Das war denn eine zwar starke, aber auch wohlverdiente Strafe für meinen Leichtsinn, und ich weinte oft bittere Thränen, und hätte gern ungeschehen gemacht, was ich gethan hatte. Allmählich aber wurde es besser, und als wir durch den Sund fuhren, hörte meine Seekrankheit auch bald gänzlich auf, ich bekam wieder guten Appetit, haute tüchtig

in die derbe Schiffskost ein, und erhielt dadurch immer mehr Kräfte, meine Obliegenheiten zu erfüllen. So wurde denn auch der Schiffer, der im Grunde seines Herzens ein ganz gutmüthiger Mann war, jetzt immer freundlicher gegen mich, da er sah, daß ich mir alle Mühe gab, meine verschiedenen Geschäfte zu besorgen, und das Tauende kam fortan nur noch selten mit meinem Rücken in Berührung.

Als wir im Kattegat segelten, erhob sich plötzlich ein sehr starker Sturm. Die Wellen schlugen hoch über unserem schwer mit Getreide beladenen Schiff zusammen, und warfen dasselbe dann wieder so gewaltig hin und her, daß Alles in der Kajüte schwankte, und was nicht stark befestigt war, zu Boden fiel. Es war ein großartiges Schauspiel, welches die wildempörte See darbot, und ich wurde dadurch so angezogen, daß ich alle Furcht vergaß und gar nicht an die Todesgefahr, in der wir drei volle Tage schwebten, mehr dachte. In diesem Sturme erhielt unser Schoner einen starken Leck und wurde bis nach der norwegischen Küste hinauf verschlagen. Unser Schiffer, ein echter Pommer, zeigte sich aber als ein geschickter und muthiger Seemann, und die Matrosen, derbe Kerle von

unserer Ostseeküste, verstanden ihr gefährliches und schweres Geschäft aus dem Grunde und waren Tag und Nacht, mochte der Sturmwind auch noch so brausen und die Sturzsee über das Fahrzeug schlagen, auf dem Verdeck oder in den Masten. So wurden wir denn mit Gottes Hülfe endlich gerettet und konnten in den Hafen von Bergen einlaufen, um die entstandene Havarie wieder auszubessern. Die Großartigkeit und Wildheit der norwegischen Natur fesselte mein Auge so sehr, daß ich fast meine Geschäfte darüber vergessen hätte, wenn mich nicht die ernsten Ermahnungen des Schiffers daran erinnerten. Seit er aber gesehen, daß ich mich während des Sturmes so unverzagt benommen hatte, war er noch freundlicher als sonst gegen mich, und meinte, ich sei ein tüchtiger Junge und habe wahres Seemannsblut in den Adern, und er wolle mich schon zu einem guten Matrosen ausbilden.

So liefen wir denn in Bergen ein, denn bis dahin waren wir verschlagen worden, und da es lange dauerte, bis der Leck, den unser Schoner bekommen hatte, wieder reparirt war, so blieben wir dort mehrere Wochen. Da ich nicht allzu viel zu thun hatte, so vertrieb ich mir die Zeit

damit, mit einem Bleistift auf grobem Papier die Umgegend des Hafens zu zeichnen, deren hohe, steil geklüftete Felsen mit ihren pittoresken Formen mich ungemein anzogen. Um mich übrigens dem Schiffer so nützlich als möglich zu machen und mir sein Wohlwollen zu erwerben, malte ich ihm seine Kajüte sehr hübsch mit Oelfarben aus und fügte noch verschiedene bunte Verzierungen hinzu. Es machte unter den Schiffern, die im Hafen von Bergen lagen, förmlich Aufsehen, daß ein Schiffsjunge so gut, oder eigentlich noch besser als ein Schiffsmaler, eine Kajüte ausmalen könne, und mein Schiffer mußte mich wiederholt an mehrere ihm befreundete Schiffer ausleihen, daß ich deren Kajüten auch mit allerlei bunten Schnörkeleien verzierte. Dadurch erhielt ich auch einige Groschen Trinkgeld, die mir um so besser zu statten kamen, als ich noch gar keine Monatsheuer bekam und schon anfing sehr abgerissen im Zeuge zu gehen. Da das Galionbild unseres Schoners, das den Neptun vorstellen sollte, in dem letzten Sturm sehr gelitten hatte, so stellte ich solches ebenfalls wieder her und malte dem alten Neptun einen langen seegrünen Bart, der ihm bis weit über die Brust hing, recht knallrothe Backen, eine Krone

auf den Kopf und einen Dreizack, der wie eine Ofengabel aussah, in die Hand, was ich Alles recht hübsch vergoldete. Mein Schiffer war über dies bunte, weithin blitzende und glitzernde Galionbild so erfreut, daß er mir aus einem alten Schanzläufer von sich eine Jacke anfertigen ließ und mir Segeltuch zu Hosen schenkte, so daß ich jetzt schon ordentlich in seemännischer Kleidung ging und nun ganz das Aussehen eines regulären Schiffsjungen und nicht mehr das eines Landläufers hatte, wie es anfangs der Fall gewesen war.

Als unser Schoner wieder seetüchtig gemacht war, segelten wir von Bergen ab und kamen nach einer raschen Fahrt und ohne weitere Unfälle in Amsterdam, wohin unsere Ladung bestimmt war, an. Das Gewühl der zahllosen Schiffe aller Größen in dem dortigen Hafen und dann auch die reiche, prächtige Stadt mit ihren Palästen und Kirchen interessirte mich so, daß ich mir zehn statt zwei Augen in den Kopf gewünscht hätte, um dies Alles recht genau besehen zu können.

Ich fühlte jetzt immer mehr, daß das Reisen doch etwas Großes und Schönes sei, und nahm mir vor, mich in der Welt gehörig umzu=

sehen, bevor ich wieder in das kleine erbärmliche Colberg zurückkehrte. Dadurch schwand auch die Reue, welche ich in der ersten Zeit wohl noch häufig über mein heimliches Davonlaufen verspürt hatte, immer mehr, und mein Entschluß, nicht eher heimzukehren, bis ich mir die Welt ordentlich angesehen und womöglich eine Lebensstellung durch eigene Thätigkeit gesichert hatte, wurde immer fester. So schrieb ich denn von Amsterdam aus einen Brief an meine Mutter, worin ich sie um Verzeihung wegen meines Fortlaufens bat und ihr mittheilte, daß unwiderstehliche Neigung mich jetzt hinaus in die Welt triebe und ich ferne Länder sehen und Abenteuer erleben müsse. Dieser Brief ist aber, wie ich jetzt nach vielen Jahren von meinem Bruder in Stargard zu meinem großen Bedauern erfahre, niemals in die Hände meiner Mutter gekommen, ebenso wie dies bei einem andern Briefe, den ich mehrere Jahre später von Surinam abschickte, der Fall war.

Wollte ich jedoch mein Vorhaben, die Welt zu besehen und abenteuerliche Schicksale zu erleben, ausführen, so mußte ich mich jetzt in Amsterdam von meinem bisherigen Schiffer zu trennen suchen. Der war nunmehr im Begriff, nachdem er

seine Fracht Roggen gelöscht hatte, eine Ladung mit verschiedenen Colonialwaaren nach Stettin einzunehmen, wie denn seine Fahrten größtentheils zwischen den pommerschen Häfen und Amsterdam hin und her gingen. Auf einem solchen kleinen Schiffe nun unaufhörlich zu dienen und als Schiffsjunge und später als Matrose, ja, wenn das Glück gut kam, vielleicht als Steuermann mein ganzes Leben hindurch zwischen den Ostsee- und Nordseehäfen hin und her zu kreuzen, konnte mir natürlich nicht in den Sinn kommen. Mein Wunsch stand viel weiter, ich wollte mehr die Welt sehen und höher hinaus. Auch befürchtete ich, daß, wenn ich jetzt schon wieder nach Pommern zurückkehrte, meine Mutter mich am Ende auf's Neue bei dem Maler in die Lehre geben würde, so daß ich dann von meinem Davonlaufen nur Spott und Schande gehabt hätte. Dem wollte ich mich doch nicht aussetzen. Hätte ich jetzt Vermögen gehabt, so wäre ich in Holland, wo es ausgezeichnete Maler giebt, einige Jahre geblieben und hätte gründlich die edle Malerkunst studirt und mich auch in der Geographie und Naturwissenschaft ausgebildet. Nach Erlangung aller dieser Kenntnisse hätte ich dann weite Entdeckungsreisen in ferne Länder unter-

nommen und mich bestrebt, der Wissenschaft und Kunst zu nützen und Zeichnungen von seltenen Thieren und interessanten Gegenden in fremden Welttheilen aufzunehmen und dann in Kupfer stechen lassen. So ein berühmter Entdeckungsreisender zu sein und mir einen in der Wissenschaft gefeierten Namen zu erwerben, dünkte mir für einen Mann ein gar köstliches Lebensloos zu sein.

Da ich aber ein armer Junge in dem großen weiten Amsterdam war, der kaum zwei Thaler in der Tasche und ein heiles Hemd auf dem Leibe hatte, so sah ich ein, daß ich mich aller solcher hochfliegender Pläne, die doch nur leere Luftschlösser blieben, gründlich entschlagen müsse. Das Wichtigste für mich war, zunächst mir mein Brot durch meiner eigenen Hände Arbeit zu verdienen, damit ich am Ende nicht noch als ein Landstreicher und Taugenichts aufgegriffen und in ein Arbeitshaus gesteckt würde. So sagte ich denn meinem Schiffer, der sich schon zum Absegeln nach Stettin rüstete, daß ich ihn jetzt verlassen wolle. Der alte Mann, der mich als Kajütenjunge brauchbar fand, redete mir eifrig zu, daß ich auch fernerhin noch auf seinem Schoner bleiben möge, und versprach mir in diesem

Falle einige neue Matrosenhemden und zwei Thaler monatliche Heuer. Als ich mich aber entschieden weigerte, auf diesen Antrag einzugehen, wurde sein bis dahin ganz freundliches Gesicht plötzlich ein sehr böses, er schalt mich einen Ausreißer, der von Hause heimlich fortgelaufen sei, und drohte, daß er mich bei dem preußischen Consul in Amsterdam anzeigen wolle, damit dieser dafür Sorge trage, daß ich von der Polizei per Schub als ein Landstreicher nach meiner Heimath zurückgebracht würde.

Diese Drohung erschreckte mich sehr, und ich versprach daher dem Schiffer, daß ich als Kajütenjunge bei ihm bleiben und für zwei Thaler monatliche Heuer mit nach Stettin segeln wollte. Der war denn auch mit diesem Versprechen zufrieden und kaufte mir jetzt zwei neue Matrosenhemden, damit ich doch etwas besser für die Fahrt ausgerüstet sein möge. In meinem Innern nahm ich mir jedoch fest vor, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um dem Schiffer heimlich davon zu laufen, denn es dünkte mir zu schrecklich, wenn ich jetzt schon wieder mit zurück nach Pommern und somit alle meine weiteren hochfliegenden Pläne aufgeben solle. Dabei nahm ich mir aber vor, wo möglich kurz vor dem Ab-

segeln des Schiffers wegzulaufen, damit dieser dann keine Zeit mehr habe, sich um mich weiter zu bekümmern und mich dem Consul anzuzeigen.

So half ich denn noch fleißig beim Einnehmen und Verstauen der neuen Ladung, die größtentheils aus Kaffeesäcken bestand, mit arbeiten, und wir lichteten die Anker und segelten langsam aus dem Hafen fort. Jetzt oder nie, dachte ich, muß das Fortlaufen geschehen, denn bereits am nächsten Tage konnten wir vielleicht in See sein, und dann mußte ich schon unwiderruflich mit nach Stettin. Ich war am Abend noch wie gewöhnlich mit in meine Koje gegangen, da ich die Morgenwache hatte. Gegen Mitternacht stand ich aber heimlich auf, nahm meine Jacke, mein bestes Hemd und meine sonstigen wenigen Habseligkeiten, die ich schon in ein Bündlein geschnürt hatte, untern Arm und schlich mich leise auf das Verdeck. Es war eine dunkle, ziemlich stürmische Herbstnacht, und so hatten sich die zwei Matrosen, welche die Wache halten sollten, unter einer Persenning auf dem Hintertheile des Schoners zusammengekauert und schliefen einen festen Schlaf, wie dies auf kleinen Kauffahrteischiffen, so lange sie noch vor Anker liegen, wohl häufig vorkommen wird. So ward ich denn

weiter nicht bemerkt, und es gelang mir, mich nebst meinem Bündel an einem Tau vom Schiffe in das Wasser hinabzulassen. Der Schoner lag nur fünfzig bis sechzig Schritt vom Lande entfernt, und da ich ein sehr guter Schwimmer war, so gelang es mir, obgleich mein Bündel mich im Schwimmen ungemein hinderte, doch bald, das feste Land zu erreichen. Nur die Kälte des Wassers in der kalten Octobernacht hatte mich stark incommodirt und mir das Blut fast erstarren gemacht. Und dazu waren alle meine Kleider im Bündel ganz von Seewasser durchnäßt, und ich konnte mich also am Lande nicht trocken ankleiden. So fror ich denn, daß mir die Zähne klapperten, und einen Augenblik kam wohl die Reue über mein jetziges Davonlaufen über mich, und ich überlegte, ob es nicht am Ende wohl das Beste sein würde, wenn ich wieder zu dem Schoner zurückzuschwimmen und an dem Taue, das noch niederhing, wieder auf das Verdeck zu klettern versuchte. Es war in der That keine sonderlich angenehme Lage, in der ich mich befand. Naß, durchfroren, ohne trockene Kleider, dabei kaum zwei preußische Thaler in der Tasche, stand ich da als armer Junge, ganz allein in mitternächtlicher Stunde auf einem mir

unbekannten Strande, einige Meilen von Amsterdam entfernt, kannte in ganz Holland keine Seele, die sich meiner nur irgendwie annahm, und war lediglich auf mich angewiesen. Doch nur einen Augenblick dauerte diese Schwäche und Verzagtheit, dann warf ich mich auf die Kniee und bat Gott, daß seine Güte mir weiter forthelfen und mein heimliches Davonlaufen mir zum zweiten Mal verzeihen möge. Dies kurze, aber recht inbrünstige Gebet hatte mich wunderbar gestärkt und mir neue Kräfte verliehen. Das beste Mittel, um mich zu erwärmen, war eine möglichst schnelle Bewegung, das sah ich selbst ein, und so setzte ich mich denn in einen Hundetrab und lief querfeldein über die Felder in der Richtung zu, wo, wie ich wußte, die Stadt Amsterdam lag. Als der Tag zu grauen anfing, kam ich auf eine fahrbare Straße, und erfuhr bald darauf von einem Schlächter, der mit fünf Ochsen angetrieben kam, daß dies zwar der richtige Weg nach der Stadt sei, diese aber noch an fünf deutsche Meilen entfernt liege, da man einen weiten Umweg wegen des Meerbusens machen müsse. Da ich bemerkte, daß dem Schlächter die widerspenstigen Ochsen Mühe beim Treiben machten, so half ich ihm aus freien

Stücken dabei, was ihm so sehr gefiel, daß er mir in der nächsten Schenke, wo wir einkehrten, ein großes Stück trockenes Brot und ein Glas Branntwein gab. Das schmeckte denn prächtig und verlieh meinem Körper neue Kraft und Wärme. Zugleich benutzte ich diese Rast, um meine durchnäßten Sachen an dem großen hellflammenden Herdfeuer, wie solches in den holländischen Dorfschenken gewöhnlich brennt, etwas trocknen zu lassen. Der Schlächter warb mich nun förmlich an, ihm, gegen freie Zehrung unterwegs, beim Treiben seiner störrischen Ochsen nach Amsterdam behülflich zu sein, welches Anerbieten ich denn auch natürlich gern annahm. Wir brachten die Nacht in einer Dorfschenke, zwei Meilen von der Stadt, zu und ich schlief in dem Stall bei den Thieren, tief in die Streu eingewühlt, vortrefflich. So langte ich denn am Mittag des nächsten Tages in Amsterdam als Ochsentreiberjunge an, und half dem Schlächtergesellen, dem ich gesagt hatte, daß ich ein von einem Schiffe heimlich fortgelaufener Schiffsjunge sei, was er mir ohnehin auch wohl angesehen haben mochte, noch die Thiere in den Schlachthof treiben, wofür er mich zuletzt noch durch eine Wurst, ein Stück Brot und ein Glas

Branntwein belohnte und mir auch erlaubte, die Nacht abermals im Stalle zu schlafen, da der frühe Herbstabend bald hereinbrach! Dabei sagte mir dieser Schlächter, der mein langsames Plattdeutsch so ziemlich verstehen konnte, wie ich auch die meisten Worte seiner holländischen Sprache verstand, daß, so viel er wisse, im Hafen ein großes holländisches Fregattenschiff liege, was nach Guinea und an die Goldküste von Afrika segeln solle, und für welches sein Meister, dem das Schlachthaus gehöre, schon viel Fleisch zur Verproviantirung geliefert habe. Da solche große Schiffe, die lange an der afrikanischen Küste blieben, nur schwer die genügende Mannschaft erhalten könnten, indem die Matrosen des sehr ungesunden Klimas wegen höchst ungern darauf dienten, so sei es leicht möglich, daß ich als Schiffsjunge einen Platz darauf finden würde. Diese frohe Aussicht trug viel dazu bei, mir meine Nachtruhe zu versüßen, denn nach Afrika oder Amerika oder überhaupt nur recht weit von Europa fort wollte ich eben gern. Kaum war daher der nächste Morgen angebrochen, so nahm ich von meinem Schlächtergesellen, der nun zum letzten Mal mich an seinem Frühstück theilnehmen ließ, recht herzlich Abschied und trabte dem mir

wohlbekannten Hafen zu, wo ich denn auch das mir bezeichnete große Fregattenschiff vorfand.

Es herrschte schon viel Lebendigkeit am Bord, und eine Reihe von Matrosen war bemüht, große Fässer mit Proviant einzuladen, wobei ein wildbärtiger, starker Mann, der ganz wie ein Steuermann aussah, das Commando führte. Mit der Mütze in der Hand näherte ich mich ihm und frug, ob vielleicht noch ein Schiffsjunge am Bord gebraucht werden könne. Der Steuermann, ein Deutscher von der hannoverschen Küste, sagte lachend, Volk könnten sie immer brauchen, und gute Hände seien nie zu viel am Bord, und ich solle nur mit ihm zum Capitän kommen. Dieser war ein echter Holländer; er fragte mich, ob ich bereits seebefahren sei, und als ich dies bejahte, mußte ich in den Mastkorb klettern und auch ein Tauende splissen, was ich beides am Bord des Schoners schon so ziemlich gelernt hatte. Es fehlten dem Capitän noch mehrere seebefahrene Leute, die der lebhaften Schifffahrt wegen überhaupt zu jener Zeit sehr knapp in Amsterdam waren, und so bekümmerte er sich denn nicht weiter um meine Abkunft oder meine Papiere, sondern engagirte mich gleich gegen ein Heuer von sieben Gulden holländisch für den Monat

als Schiffsjungen für die Fahrt nach Guinea hin und zurück.

So hatte ich denn leichter, als ich eigentlich selbst gehofft, die Stelle als Schiffsjunge auf einem in die weite Welt segelnden Fahrzeug erhalten. Da das Schiff noch am selben Abend sich aus dem Hafen legen wollte, so blieb ich gleich am Bord desselben und half mit bei der Arbeit. Am Nachmittag bewilligte mir der Steuermann, der bei aller seiner Rauhheit sich meiner als Landsmann doch wohlwollend annahm, fünfzehn Gulden Vorschuß auf meine Heuer, und ging dann selbst mit mir, schon aus Vorsicht, daß ich ihm nicht mit dem Gelde entlaufen möge, in einen Kleiderladen, damit ich mir noch einige Hemden und etwas Zeug einkaufen möge. Da ich mir einige Bleistifte und ein paar Bogen Papier zum Zeichnen kaufen wollte, schüttelte er sehr verwundert den Kopf, denn ein zeichnender Schiffsjunge war ihm, so lange er auch schon zur See fuhr, noch niemals vorgekommen.

Am Abend legten wir uns aus dem Hafen heraus, und am andern Morgen in aller Frühe gingen wir mit gutem Segelwind fort. So verließ ich denn mit leichtem Herzen Europa, um

solches erst in dreißig Jahren wiederzusehen. Welche Schicksale erlebte ich in dieser Zeit, welche Jahre der Arbeit, Plage und Gefahr, aber auch zuletzt des nie geträumten Glücks, lagen zwischen jenem Tage, als ich die holländische Küste im grauen Nebel verschwinden sah, und diesem heutigen, wo sie meinem sehnsüchtig harrenden Auge wieder sichtbar wurde! Damals war ich ein armer, heimathloser Schiffsjunge, der kaum das Hemde auf dem Leibe sein eigen nennen konnte, jetzt aber ein reicher Plantagenbesitzer, der wohl an dreißigtausend Gulden holländisch jährliche Einkünfte besitzt.

Unweit Helder fuhr unsere Fregatte, die ein vorzüglicher Schnellsegler war, an dem nur langsam segelnden, schwer beladenen Schoner, von dem ich fortgelaufen war, in voller Fahrt vorbei. Der Schiffer stand auf dem Hinterdeck, und ich konnte nicht umhin, in die Strickleiter zu klettern und ihm mit meiner Mütze ein Lebewohl zuzuwinken, damit er doch erfahre, daß mir meine Flucht geglückt sei. Er erwiederte aber diesen Gruß nur damit, daß er mir drohend seine geballte Faust nachstreckte.

Zwar hatte ich jetzt meinen Wunsch, auf einem in die weite Welt segelnden Schiffe zu

fahren, erreicht, allein sonst gefiel es mir gerade nicht sonderlich am Bord. Wir hatten an sechzig bis siebenzig Menschen zur Bemannung, und darunter waren viele rohe, verwilderte Kerle aus aller Herren Länder, die nur durch die strengste Disciplin einigermaßen im Zaume gehalten werden konnten. So ließen denn die Schiffsofficiere und Bootsleute das Tauende gar fleißig auf dem Rücken der Mannschaft umherspazieren, während die Matrosen sich dagegen in der Weise zu rächen suchten, daß sie uns vier bis fünf Schiffsjungen gar manchen Knuff und Puff versetzten. Man mußte sich denn schon allmählich ein hartes Fell anschaffen, um sich wohl zu befinden, und ein verzärteltes Muttersöhnchen hätte sich nicht am rechten Platze bei uns befunden. Sonst war die Arbeit nicht allzu hart und die Beköstigung reichlich, wie auch das Volkslogis sich größer und geräumiger zeigte, als dies auf dem Schoner, auf dem ich gedient hatte, und allen anderen ähnlichen Ostseeschiffen der Fall ist.

Unser Schiff war wie alle dergleichen großen holländischen Handelsschiffe, welche nach der Küste von Guinea fahren, besonders zum Handel mit Negersclaven eingerichtet. Es war daher im Zwischendeck ein langer, sechs Fuß hoher Raum

mit starken eichenen Bohlen abgeschauert. In der Mitte dieses Raumes führte ein drei Fuß breiter Gang der Länge nach hindurch, auf beiden Seiten aber waren drei Bords angebracht, so daß dadurch Etagen entstanden, die zwei Fuß hoch und sechseinhalb Fuß lang waren. Diese sollten zur Aufnahme der Negersclaven dienen, die gerade dann so viel Platz hatten, daß sie, dicht neben einander geschichtet, sich ausstrecken konnten. Auf diese Weise konnte das Schiff bei voller Ladung siebenhundert Mann fassen. Jetzt waren diese Räumlichkeiten mit den zum Tauschhandel bestimmten Waaren, als allerlei Eisenwerk, kleinen Fässern mit Pulver, Spiegeln, bunten Glasperlen, Schnittwaaren aller Art, — auch den Branntwein nicht zu vergessen — angefüllt.

Da diese Sclavenschiffe, zu denen stets große, schnellsegelnde Fregatten engagirt wurden, häufig den Angriffen der Corsaren und sonstiger Seeräuber ausgesetzt waren, so führten sie gewöhnlich vier bis sechs Kanonen am Bord. Unser Schiff hatte sechs Deckkanonen und eine sehr weit tragende Spiegelkanone, wie auch für jeden Matrosen eine Muskete, zwei Pistolen und ein breites, scharfes Entermesser vorhanden waren.

Um die Mannschaft im Gebrauche der Waffen zu üben, wurde jeden Morgen zwei Stunden an dem Geschütz oder auch mit dem Gewehr exercirt, und hatten wir auch einen eigenen Geschütz- und Exerciermeister, einen früheren preußischen Unterofficier von der Artillerie, der übrigens ein grober, versoffener Lümmel, dabei aber ein äußerst kaltblütiger, geschickter Soldat war. Als einst unweit der Pulverkammer Feuer ausbrach, drang dieser Geschützmeister ganz allein in den brennenden Raum, riß die in Flammen stehenden Planken mit seinen breiten Bärentatzen von Händen auseinander, und rettete dadurch vielleicht das ganze Schiff.

Im Kanal und mehr noch im Biscayischen Meerbusen hatte unser Schiff mit heftigen Stürmen sehr zu kämpfen, bewies sich aber als ein ungemein tüchtiger Schnellsegler. Wie großartig waren aber die Wogen im Biscayischen Meerbusen, und noch jetzt entsinne ich mich des gewaltigen Eindrucks, den diese ungeheuern Wassermassen, die langrollend gegen uns anbrausten, auf mich machten, mit voller Lebendigkeit. Wir segelten anfänglich hart an der portugiesischen Küste, deren Vorgebirge wir mitunter in grauen Nebel gehüllt schimmern sehen konnten, entlang

und wandten uns dann südwärts. Da es in diesen Gewässern von den Corsarenschiffen der afrikanischen Raubstaaten ordentlich wimmelte, so wurden unsere Kanonen scharf geladen, sehr genau „Ausguck" gehalten und auch sonst Alles zum Gefecht, wenn wirklich ein solches stattfinden sollte, bereit gemacht. Eines Abends schien es auch wirklich, als ob ein marokkanischer Corsar, wenigstens wurde das Fahrzeug von allen unseren Matrosen für ein solches erkannt, sich uns in verdächtiger Absicht nähern wollte. Sogleich ward mit Ordnung und Schnelligkeit unser Schiff klar zum Gefecht gemacht. Die Kanonen wurden fast bis zur Mündung voll geladen, die Musketen an die Matrosen vertheilt und alle Mann unter dem Commando der Schiffsofficiere und Bootsmänner auf die ihnen angewiesenen Plätze gestellt. Wir Schiffsjungen hatten das Amt, die Patronen für die Kanonen zuzutragen. Zwar klopfte mir das Herz wohl ein wenig in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, allein im Ganzen freute ich mich doch mehr auf das Gefecht, als daß ich mich davor fürchtete. Der Corsar, ein sehr schönes, schlankes Schiff, kam nun auch mit vollen Segeln auf uns eingestürmt und schoß dann eine Kanone ab, deren

Kugel oben durch ein Vorderbramsegel bei uns durchging. Jetzt aber brannte unser Geschützmeister, nachdem er sehr lange und bedächtig gezielt hatte, auch unsere Spiegelkanone gegen ihn ab, und wie wir Alle deutlich sahen, schlug deren Kugel in den Rumpf ein. Dieser Empfang mochte dem Corsaren doch wohl nicht gefallen haben, er durfte wohl erwarten, noch mehrere derartige unsanfte Begrüßungen zu erhalten, denn er drehte plötzlich um, setzte noch mehr Segel bei, um schneller fortzukommen, und war in einer halben Stunde fast gänzlich unseren Blicken entschwunden. Der Geschützmeister erhielt für seinen guten Schuß vom Capitän zwei holländische Ducaten, die übrige Mannschaft aber am Abend ein Extrafaß Rum. So entstand denn ein Trinkgelage, und Alles war sehr heiter und guter Dinge.

Ohne weitere Abenteuer kamen wir nun bei der Insel Madeira an, welche der Capitän anlaufen wollte, um frischen Proviant und besonders auch mehrere große Fässer voll Citronensaft einzunehmen. Alle Negerschiffe bedürfen viel Citronensaft, da sie solchen mitunter als Medicin für die Neger gebrauchen und das oft leicht faulende Trinkwasser damit vermischen, daß es nicht

schädlich auf die Gesundheit der Sclaven wirke. Hier in Madeira sah ich nun zuerst die üppige Vegetation der Tropen in ihrer vollen Pracht. Ich konnte mich gar nicht satt daran sehen und nahm Bleistift und Papier hervor, um das, was ich sah, so gut als ich es vermochte, aufzuzeichnen. Ein Steuermann, der diese Zeichnungen erblickte, schüttelte darüber sehr bedächtig den Kopf. Am andern Tage wurde ich von ihm gefragt, ob ich auch mit Pinsel und Farbetopf handtieren könne, und als ich dies bejahte, mußte ich eine Probe davon liefern, die zur Zufriedenheit ausfiel. Auf den großen holländischen Schiffen giebt es immer etwas zu malen und anzustreichen, und Pinsel und Farbetöpfe befinden sich in unausgesetztem Gebrauch auf diesen. Nun wollte es der Zufall, daß unser Schiffsmaler, ein verkommenes Genie, sich dem Trunke schon so ergeben hatte, daß seine Hände zitterig wurden und er keinen geraden Strich mehr machen konnte. Auf Befehl des Capitäns, der schon kürzlich über seine Ungeschicklichkeit so in Zorn gerathen war, daß er ihm den vollen Farbetopf mit grasgrüner Farbe geradezu ins Gesicht warf, so daß er mehrere Tage zum unauslöschlichen Gelächter der gesammten Mannschaft mit grasgrün gefärbten Backen umherlief,

ward nun dieser versoffene Maler zum Theeranstreicher und Kalfaterer heruntergesetzt und ich zum Schiffsmaler erhoben. Diese Stelle brachte mir den Vortheil ein, daß ich fünf Gulden mehr Monatsheuer erhielt und auch ferner keine Nachtwachen zu thun nöthig hatte, überhaupt weniger von den Steuerleuten und Matrosen abhängig war und geringere Knuffe und Puffe bekam. Im Uebrigen hatte ich genug zu thun, denn die holländischen Schiffscapitäne kargen mit der Oelfarbe nicht und haben in der Regel eine wahre Liebhaberei, alle Winkel ihres Schiffes mit heller Farbe anstreichen zu lassen.

Als wir die Linie passirten, wurde ein großes Fest veranstaltet, bei dem Neptun, der mit einem Gefolge von Tritonen und anderen Meerungeheuern den Wellen entstieg, um unser Schiff zu besuchen und alle Neulinge, welche die Linie noch nicht passirt hatten, einer gründlichen Taufe zu unterwerfen, eine Hauptrolle spielte. Es wurde mit diesen armen Neulingen, deren wir wohl einige dreißig am Bord hatten, gar arg verfahren. Sie wurden mit einem Pfropfen, in dem Nadeln verborgen steckten, so unsanft unter die Nase gestoßen, daß diese blutete, dann mit einem Pinsel, der in Theer und Unschlitt

eingetaucht war, eingeseift, wobei es auch nicht fehlte, daß ein Theil dieses ekelhaften Gemisches in ihren Mund kam, darauf von einem Matrosen, der den Hofbarbier des Neptun vorstellte, mit einem riesigen Barbiermesser, aus einer alten stumpfen Säbelklinge gefertigt, barbirt, wobei wohl freilich mitunter auch die Haut abging, und zuletzt kopfüber in das mit Seewasser gefüllte große Schiffsboot, welches auf dem Verdeck des Schiffes stand, gestoßen, so daß sie sich nur mühsam wieder aus dem Wasser herauszurappeln vermochten.

Mein Malertalent verschaffte mir die Ehre, daß ich als Garderobejungfer bei den alten, verwetterten Matrosen, welche den Neptun, dessen Gattin und Gefolge vorstellten, fungirte. Ich hatte die Kerle nach Möglichkeit angemalt und herausstaffirt, und sie sahen gräulich genug aus, so daß sie den allgemeinen Beifall der Schiffsmannschaft erhielten.

Durch mein Amt als Anmaler und Herausstaffirer des Neptun und der Amphitrite gewann ich den Vortheil, daß ich den Mißhandlungen, welche die übrigen Neulinge so reichlich erhielten, gänzlich entging und meine ganze Taufe in einigen Eimern Seewasser, die mir über den Kopf

gegossen wurden, bestand. Am Abend ward ein großer Ball auf dem Verdeck gehalten, der Capitän spendirte ein Fäßchen Rum dazu, die beiden Schiffstrommler spielten die Querpfeifen und die Baßgeige und die Matrosen schwenkten sich unter einander nach Herzenslust herum.

So kamen wir denn ohne weitere Unfälle an der afrikanischen Goldküste an und der Sclavenhandel begann nun. Da unser Fregattschiff zu tief ging, um unmittelbar an die Küste hinanzukommen und auch in die Flüsse, an denen die Factoreien der einheimischen Sclavenhändler lagen, einzudringen, so wurden zwei große Schiffsboote mit einem Verdeck von Leinwand versehen, was wenigstens einigermaßen Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen gewährte; dann mit einer Caronade, um etwaige heimliche Ueberfälle der Neger besser abwehren zu können, ausgerüstet, und erhielten Lebensmittel auf acht bis vierzehn Tage und eine Bemannung von zwölf bis sechzehn Matrosen, unter dem Befehl eines erfahrenen Schiffsofficiers. Diese Boote besorgten dann den eigentlichen Handel. Durch Anordnung des einen Obersteuermanns, eines geborenen Hannoveraners, ward ich der Mannschaft eines solchen Bootes mit zugetheilt.

So fuhren wir denn von unserem Schiffe ab, landeten in einer halben Stunde an der Küste und mein Fuß betrat zum ersten Mal den Boden Afrikas, eines Welttheils, in dem ich alsdann über sieben Jahre verleben sollte. Unweit des Platzes, wo wir landeten, lagen das Wohnhaus und die Magazingebäude eines Sclavenhändlers, Alles nur leicht aus Bambusstäben erbaut, unter dem Schatten hochstämmiger Palmen. Da ein kleiner klarer Fluß hier strömte, so war die Gegend ungemein schön und von einer Vegetation, wie ich solche früher kaum für möglich gehalten hätte. Tagelang hätte ich ruhig unter dem Schatten dieser Palmen sitzen und zeichnen und Alles, was mein Auge sah, recht fest mir in die Seele prägen mögen. Doch ich war ein armer Schiffsjunge, der sich keinen künstlerischen Träumen hingeben durfte, sondern hart arbeiten mußte, wenn er sein Brot haben und keine Schläge erhalten wollte, und so ward bei mir bald jede Illusion zerstört. Ich sah ein, daß ich auch im fernen Welttheile mir nur durch Arbeit und Umsicht, schwerlich aber durch mein geringes Zeichentalent, eine unabhängige Stellung würde erringen können, und von der Stunde an gab ich den Wunsch, mich der Kunst und Wis-

senschaft zu widmen, auf und ward nun ein reiner, praktischer Geschäftsmann, der kein anderes Streben kannte, als sich Reichthümer und dadurch allein eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Freilich war ich damals, da ich als Schiffsjunge die Küste Afrikas betrat, noch sehr weit von diesem Ziele entfernt, und mancher harten Stunde bedurfte es noch, bis ich das, was ich erreichen wollte, auch vollständig erreicht hatte. So vortrefflich mir nun auch die Landschaft gefiel, welche ich hier auf afrikanischem Boden sah, einen so abstoßenden Eindruck machten die Menschen auf mich. Zuerst schon die Sclavenhändler selbst, dicke, feiste Neger mit rohem Ausdruck in ihren plumpen Gesichtern; wirklich, einige dieser scheußlichen Kerle glichen mehr großen Affen als Menschen, und dazu nun ihre Gefräßigkeit und die viehische Gier, mit der sie über das Rumfaß, welches unser Steuermann als unumgängliche Einleitung zum Handel ihnen sogleich vorsetzte, herfielen. Als diese drei Sclavenhändler erst einige Quart Rum in sich hinein gesoffen hatten, fingen sie dann an, ihre Waaren, die aus ungefähr zweihundert Negersclaven von jeglichem Alter und Geschlecht bestanden, aus der großen Hürde, in der Alle zusammengepferdt ge-

legen hatten, hinauszutreiben. Es war in der That ein bejammernswerther Anblick, den ich jetzt zuerst sah. Diese Sclaven waren größtentheils Kriegsgefangene von einem der vielen wilden Negerstämme im Innern des Landes, und hatten bereits einen weiten Marsch bis zur Factorei an der Meeresküste zurücklegen müssen. Viele hatten blutige Wunden, in denen theilweise sich schon Ungeziefer eingenistet hatte, andere Geschwüre oder Grind, oder hatten sich die Füße durchgelaufen; kurz, es war kaum ein Einziger in dem großen Haufen, der ganz unverletzt aussah. Dabei waren alle klapperdürr, und zeigten einen ungemein kläglich traurigen oder auch wirklich stumpfsinnigen Ausdruck in ihren häßlichen Gesichtern. So ein Neger, der eben aus dem Innern des Landes herbeigetrieben ist, und sich noch im Besitz der einheimischen Sclavenhändler befindet, ist mit einem kräftigen, gut genährten, von Gesundheit strotzenden Negersclaven auf einer guten Plantage in Surinam gar nicht zu vergleichen. Ein guter, kräftiger, an Arbeit gewöhnter Negersclave repräsentirt in Surinam durchschnittlich den Werth von tausend Gulden holländisch, und abgesehen von aller Menschlichkeit, gebietet schon das eigene Interesse

jedem verständigen Plantagenbesitzer, seine Sclaven möglichst gut zu nähren und überhaupt die größte Sorgfalt für ihre Gesundheit zu tragen, damit sie lange rüstig und am Leben bleiben und ihre Arbeit gehörig verrichten können. Im Innern von Afrika hat ein kriegsgefangener Neger nicht viel höheren Werth als fünf Gulden holländisch, und diese einheimischen Sclavenhändler, denen Menschlichkeit ja überhaupt ein gänzlich unbekannter Begriff ist, tragen daher nicht die mindeste Sorge für ihre Sclaven, sondern suchen solche nur so schnell und wohlfeil, als nur möglich, an die Küste zu treiben, wenn auch viele dabei zu Grunde gehen. Kommt es doch sehr häufig vor, daß sie alte oder schwache Neger, oder solche, für welche sie augenblicklich keine Abnahme wissen, oder auch wenn die Nahrungsmittel knapp und theuer werden, wie das an der Goldküste von Afrika sehr häufig geschieht, ohne Weiteres mit einem Keulenschlag vor den Kopf tödten, um sie nicht länger füttern zu müssen.

Die erwachsenen Männer unter diesen Negersclaven waren je fünf bis sechs durch eine lange, schwere Holzgabel, oder eine Art Joch, durch welches sie ihre Köpfe hatten stecken müssen, und

das ihnen auf den Schultern lag, an einander gefesselt. Es ist dies eine sehr grausame Art der Fesselung, denn nicht allein erzeugt das schwere Joch oft Druck und Quetschungen, sondern es müssen auch die daran Befestigten sich zu gleicher Zeit niederlegen oder aufstehen, und kein Einzelner kann sich beliebig bewegen. Die Mädchen und Kinder waren ungefesselt, und nur hie und da ein Paar von ihnen leicht mit Baststricken an einander gebunden, alle aber so nackt, wie die Natur sie geschaffen hatte, denn die einheimischen Sclavenhändler sind viel zu habsüchtig, um ihren Sclaven nur das geringste Kleidungsstück zu lassen. Konnte der Anblick aller dieser häßlichen, verkümmerten, schmutzigen, grauschwarz aussehenden nackten Neger schon ein sehr ekelhafter genannt werden, so war der Gestank, den sie verbreiteten, ein im höchsten Grade widerlicher. Ein Neger hat so schon eine sehr unangenehm riechende Ausdünstung, und nun denke man sich einige Hundert nackte, schwitzende, mit Unrath und Geschwüren bedeckte Neger auf einem Haufen wie eine Schafheerde zusammengedrängt — wahrhaftig, ich hätte mich in der ersten Zeit fast vor Ekel übergeben mögen, wenn ich zwischen diese Menschen hineingehen mußte, bis ich

mich schließlich auch so daran gewöhnte, daß ich gar nichts weiter dabei empfand.

Der Handel begann nun mit der Untersuchung jedes einzelnen Negers durch den Schiffswundarzt, welcher zu dem Zwecke mit an's Land gefahren war. Er sah ihre Zähne und Haare an, um danach ihr Alter taxiren zu können, untersuchte die Wunden, ob solche wohl bald eine Heilung versprachen, denn diejenigen, wo dies nicht der Fall war, wurden unbedingt ausgeschlossen, und prüfte bei den Frauen die Brüste, um zu sehen, ob sie schon Kinder gehabt hätten. Als diese Prüfung geschehen war, bei welcher manche Neger auch springen und laufen mußten, um die Geschwindigkeit und Kraft ihrer Glieder zu zeigen, wobei die Sclavenhändler mit der Peitsche hinterher klatschten und hieben, ganz so, wie ich dies früher in Pommern bei den Händlern auf den Pferdemärkten gesehen hatte, wurden je sechs Neger in eine Gruppe zusammengestellt, und der Handel begann nun. Es wurde eifrig, ebenso wie auf einem Viehmarkte, gefeilscht, wobei der Steuermann und der Schiffswundarzt die Rumflaschen immer unter den Sclavenhändlern kreisen ließen, um diese betrunken zu machen und im Handel besser zu betrügen.

Da sich unter diesen Negersclaven viel schlechtes Zeug befand, so ward endlich nach mehrstündigem Handel, wobei es sehr lebhaft zuging, festgestellt, daß für zweihundert Männer, Weiber und Kinder über fünf Jahre ein Preis von circa fünfzehntausend Gulden holländisch in Flinten, Säbeln, Pulver, eisernen Werkzeugen, buntem, grobem Tuch, Kattun, Glasperlen und Branntwein, Alles aber hoch über den Einkaufspreis gerechnet, bezahlt werden solle. Einige Kinder wurden das Stück mit fünf Gulden bezahlt, die Säuglinge aber zugegeben.

Als die Negersclaven alle von den Händlern gekauft waren und diese ihre Waaren, die inzwischen an das Land gebracht und von Matrosen mit geladenen Gewehren bewacht wurden, in Empfang genommen hatten, begann die Einschiffung der gekauften Sclaven in die Boote. Bei diesem Geschäfte erhoben viele dieser armen Menschen, die bisher eine abergläubische Furcht vor dem Meere gehabt hatten, ein furchtbares Zetergeschrei und warfen sich verzweiflungsvoll auf die Erde, und es bedurfte oft vieler Zureden und Gewalt, wobei denn auch einige Peitschenhiebe nicht gespart wurden, um sie nur alle in die Schiffsboote zu bringen. Am Bord ausge-

hißt, mußten nun diese Neger zuerst in große Kübel, die mit warmem Seewasser gefüllt waren, hineinsteigen, und mehrere Matrosen begannen sie mit Schrubbern, grüner Seife und Sand gründlich von all' dem Schmutz, der ihre Haut bedeckte, rein zu scheuern, was wirklich oft eine sehr mühsame Arbeit war. Auch die Frauen wurden dieser überaus nothwendigen Operation unterworfen, wobei es denn, wie man sich denken kann, von Seiten der Matrosen nicht an zotigen Reden und unzüchtigen Späßen fehlte. Wenn diese Waschung beendet war, erhielten die Neger ein kleines Gefäß mit geringem Palmöl, und mußten sich nun gegenseitig ihren ganzen Körper einreiben, damit die Haut geschmeidig und das Aufspringen derselben, was sonst leicht geschah, verhindert wurde. Das Baden in Seewasser und Einschmieren der Haut mit Palmöl geschah alle drei bis vier Tage, wie denn überhaupt auf allen Sclavenschiffen stets die größte Reinlichkeit beobachtet wurde, um den sonst unerträglichen Gestank zu vermeiden und die Gesundheit der Neger zu conserviren. Nach dem Bade wurden die Quetschungen und leichten Wunden der Sclaven gereinigt, mit Salbe bestrichen und mit Leinwandlappen verbunden,

worauf dann jede Negerin ein weites blaues Hemd, das bis an die Kniee reichte, jeder Neger aber ein Paar kurze, weite, bis an's Knie gehende Beinkleider, Alles von grober blauer Leinwand gefertigt, erhielt. Wenn dies geschehen, mußte Jedes den Mund aufmachen, und ihm ward ein Eßlöffel voll eines starken Brechmittels eingegeben, worauf bald ein allgemeines heftiges Erbrechen, zu welchem Zweck einige Butten auf das Verdeck hingestellt waren, erfolgte. Dieses Mittel sollte dazu beitragen, die Negersclaven von der Galle, die sie etwa in der letzten Zeit eingeschluckt haben möchten, oder auch von sonstigen Unreinigkeiten im Körper zu reinigen, um dadurch gesunder zu werden. So über hundert sich erbrechende Neger auf einmal zu sehen, gewährt gerade keinen hübschen Anblick. Nun wurden alle Sclaven vom Steuermann zu je zehn Stück, die eine „Back" bildeten, abgetheilt, wobei die Frauen und Kinder eigene „Backs" bildeten. Jede Back erhielt nun eine große Butte mit gekochten Saubohnen, oder auch Graupen, Reis, Erbsen, mit Schweinefett reichlich geschmälzt, und Alle mußten sich auf dem Verdeck im Kreise um dieselbe herumkauern. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren nun Alle mit der hohlen

Hand tactmäßig in die Butte hinein und langten sich eine Handvoll Speise heraus, die sie dann zum Munde führten und gierig verschlangen. Solches Essen war gut, gesund und reichlich, aber freilich nicht sehr wohlschmeckend; es wurde ihnen täglich des Morgens um zehn und Nachmittags vier Uhr verabreicht, worauf Jeder auch ein Blechmaß Wasser zum Trinken bekam. Ein Steuermann ging dabei mit einer Peitsche umher, und wenn sich die Neger beim Essen zu zanken und zu prügeln anfingen, was öfter geschah, stiftete er stets durch einige Hiebe wieder Ruhe.

Des Nachts mußten alle Sclaven in ihre Schlafstellen hineinkriechen, wo dann die stärksten Kerle mit einem leichten Eisenringe am Fuße, durch den eine lange Kette lief, zusammengeschlossen wurden. Die Weiber und Kinder schliefen ungefesselt in abgesonderten Räumen. Vor der engen Pforte zu dem Männerraume stand stets ein Matrose, die geladene Pistole im Gürtel, eine lange Peitsche in der Hand, mit der er dazwischenschlug, wenn Zank und Streit unter den Sclaven entstand, auf Posten. Auch wurde eine Kanone mit Kartätschen geladen, dann einigemal in Gegenwart der Neger abge=

feuert, damit diese die Wirkung des Schusses sehen konnten, und darauf mit der Mündung gegen den Raum gerichtet, damit man, wenn eine Meuterei entstehen sollte, im Nothfall zwischen die empörten Sclaven feuern könne. So viel ich weiß, ist dieser Fall jedoch niemals auf einem nach Surinam segelnden Sclavenschiffe vorgekommen. Bei gutem Wetter brachten alle Neger den größten Theil des Tages auf dem Verdecke zu. Sie scheuerten entweder dann mit groben Sandsteinen das Verdeck, oder tanzten und spielten, wozu die Schiffstrommler abwechselnd Musik machten, wie denn überhaupt auf allen gut eingerichteten holländischen Sclavenschiffen alles Mögliche angewandt wurde, die eingehandelten Sclaven auf der Ueberfahrt munter und gesund zu erhalten. Schon das kaufmännische Interesse gebot dies, denn je besser die Sclaven gehalten wurden, desto weniger starben auf der Reise, und je kräftiger sie bei der Ankunft in Surinam oder den anderen holländischen Colonien in Südamerika aussahen, zu desto höheren Preisen konnten sie dort sogleich an die Plantagenbesitzer verkauft werden.

Ich habe dies Alles hier ausführlich in meinem Tagebuch niedergeschrieben, weil der ganze

Sclavenhandel und die Behandlung der Neger auf den Schiffen bei meiner ersten Landung an der Goldküste Afrikas einen so großen Eindruck auf mich machte, daß ich mir Alles ganz genau merkte. Eine große Vorliebe habe ich zwar niemals für den Sclavenhandel gehabt, und der Dienst auf einem Negerschiffe bietet überaus viele Unannehmlichkeiten dar, allein so grausam, wie man dies wohl früher hin und wieder in Deutschland glaubte, geht es, wenigstens auf den holländischen Sclavenschiffen, nicht zu. Die meisten Neger haben es später in den Colonien ungleich besser als in ihrem Vaterlande Afrika, wo sie stets auf das härteste behandelt und oft ohne Weiteres todtgeschlagen wurden, und wenn ich es meinen hundertneunzig bis zweihundertzwanzig Negern auf meinen beiden Plantagen freistellen wollte, ob sie in ihrem jetzigen Zustande bei mir bleiben oder wieder in die Freiheit nach Afrika zurückkehren wollten, würde kein Einziger von ihnen letzteres vorziehen. Der beste Beweis hierfür ist, daß mir noch nie ein einziger Negersclave zu den wilden Maronnegern in den Urwäldern Surinams entlaufen ist, obgleich dies sehr leicht wäre, da deren Gebiet kaum zwei bis drei Meilen von der Grenze meiner letzten Plan-

tage entfernt liegt und die Maronneger doch ein ungleich besseres Leben führen als die wilden Negerstämme im Innern von Afrika. Je besser ein Schiffscapitän und Plantagenbesitzer die Negersclaven behandelt, desto größeren Vortheil wird seine eigene Kasse davon haben; dies ist eine ganz einfache kaufmännische Rechnung.

Wir kreuzten nun mit unserer Fregatte wohl noch sieben bis acht Wochen längst der Goldküste von Afrika, bis die Ladung von 550 Negersclaven complet war. Ich selbst befand mich während dieser Zeit größtentheils in Begleitung des ersten Steuermannes, der den Einkauf der Sclaven gewöhnlich allein besorgte, da unser Capitän häufig am Gallenfieber kränkelte, am Lande. Es war in mancher Beziehung ein ganz interessantes Leben, das täglich neue Eindrücke in Menge darbot, was ich führte, doch hatte ich auch dabei manche Beschwerden und Gefahren zu bestehen. Die Hitze war oft so drückend, daß man sich kaum davor zu schützen vermochte. Unser Anzug bestand nur in Hemd, Hosen und einem breiten Hut, den die Matrosen sich selbst aus breiten Palmblättern flochten, und doch strömte bei der geringsten Arbeit der Schweiß so aus dem Körper, daß man naß wie aus dem Wasser gezogen war. In

den Mittagsstunden von zehn bis vier Uhr war es für uns Europäer ganz unmöglich, im Freien zu arbeiten, und es mußten dann Neger gemiethet werden, die das Rudern und Ausladen der Boote, oder das Einnehmen der schweren Wasserfässer besorgten. So ein Neger ist gegen die Hitze ganz unempfindlich, und je ärger die Sonnenstrahlen auf seinen nackten Körper herabglühen, desto vergnügter befindet er sich. Trotz der Hitze mußten wir Europäer auch noch auf die Wohlthat des Badens im kalten Wasser verzichten. Im Meere wimmelte es von gefräßigen Haifischen, und in den tieferen Flüssen waren Krokodile in Unmasse, so daß das Baden dort sehr gefährlich war. Ich selbst kam dadurch einmal in die größte Gefahr, denn als ich unvorsichtiger Weise meine Füße in einen Fluß hineinhing, um sie zu kühlen, kam plötzlich ein großes Krokodil wie ein Pfeil so schnell aus der Tiefe aufgetaucht und schnappte danach, so daß ich kaum Zeit genug hatte, mich aus einer so gefährlichen Nähe zu retten. Merkwürdig ist, daß die Haifische niemals einen Neger anfallen, so daß diese ganz unbekümmert mitten zwischen allen diesen Ungethümen im Wasser umherschwimmen. Ich glaube, daß der eigenthümliche Bisam-

geruch, den jeder, selbst der noch so rein gewaschene Neger verbreitet, die Haifische vertreibt, denn anders kann ich mir dies nicht erklären.

Ganz eigenthümlich ist auch, daß jeder Neger, ebenso wie dies bei den Enten der Fall ist, von selbst sehr gut schwimmen kann. Wenn man so einen Neger nur den kleinsten bunten Fetzen oder ein bis zwei Muscheln, Kauris genannt, die hier als Scheidemünze gelten, giebt, so fassen sie ihre dreijährigen Kinder, die kaum laufen können, an einem Beine und schleudern sie mit aller Kraft weit in das Meer hinein, und die kleinen Dinger schwimmen dann wie die Fische so munter durch die Brandung wieder an das Ufer zurück. Jeder Negerjunge holt auch einen Pfennig, den man in das Meer wirft, aus einer Tiefe von zwanzig bis dreißig Klaftern wieder vom Boden herauf. Außer durch die unerträgliche Hitze, an deren Folgen mehrere Matrosen erkrankten und einige auch starben, wurden wir am Lande durch Ungeziefer aller Art, und besonders auch durch die vielen giftigen Schlangen nicht wenig belästigt. Ich selbst befand mich körperlich übrigens sehr wohl und munter, und merkte zu meiner Freude, daß ich die Hitze recht gut vertragen könne. Auch an

den Verkehr mit den Negern und deren eigenthümlichen Geruch gewöhnte ich mich allmählich immer mehr.

Als unser Fregattschiff seine Negerladung fast complet hatte, legte es noch auf einige Tage am holländischen Fort Oranien, das an der Goldküste lag, an. Solche Forts, die zum Schutz des Handels und um eine Empörung der Negerstämme zu verhindern, angelegt waren, besaßen die Holländer damals mehrere an der afrikanischen Goldküste. Jedes derselben bestand aus sieben bis acht größeren und kleineren Häusern, die theils dem Commandanten oder den Truppen zur Wohnung dienten, theils als Lager- und Waarenmagazine benutzt wurden, oder auch von einigen dort sich aufhaltenden Agenten von holländischen großen Handelshäusern bewohnt wurden. Alle diese Häuser waren von Lehmziegeln leicht gebaut, sonst aber mitunter ganz auf europäische Weise eingerichtet und möblirt. Um jedes Fort lief ein Graben mit Palissaden und eine sehr hohe Lehmsteinmauer, in der zehn bis zwölf Schießscharten, aus denen die Mündungen von Geschützen sahen, angebracht waren. Eine Zugbrücke, die des Nachts aufgezogen wurde, führte in das Fort.

Als Commandant diente ein holländischer Major oder Oberst, während die Besatzung gewöhnlich aus achtzig bis hundert holländischen Soldaten, denen fünfzehn bis zwanzig Negersclaven zur Besorgung der gröberen Arbeiten zugegeben waren, bestand. Diese Soldaten wurden gut bezahlt und genährt, hatten ein faules Leben, und da ihnen jedes dort verbrachte Jahr als ein doppeltes Jahr in ihrer Dienstzeit angerechnet wurde, so fanden sich immer, trotz des ungesunden Klimas, Freiwillige genug dazu.

Das Fort Oranien war mit das bedeutendste dieser holländischen festen Plätze und hatte eine Besatzung von hundertdreißig europäischen Soldaten, die unter dem Befehl eines alten Obersten standen. Dieser war ein geborener Westfale, hatte aber schon an vierzig Jahre in holländischen Diensten und darunter an zwanzig Jahre hier in Afrika zugebracht. Die Lage des Forts, unweit der Mündung eines kleinen Flusses in das Meer, war sehr schön; besonders große Wälder voll Palmen, Orangen und vielen anderen tropischen Bäumen erstreckten sich längst des Flusses weit in das Land hinein.

Es war, glaube ich, ein Zufall, daß unser erster Steuermann dem alten Oberst, den er

schon vom wiederholten Besuch hier an der Küste genauer kannte, gesagt hatte, daß ich der Feder sehr mächtig sei und auch Pinsel und Bleistift gut führen könne. Nun war zufällig der Unterofficier, den der Oberst als Schreiber gebraucht hatte, um die Register zu führen, gestorben, und der Alte befand sich dadurch in großer Verlegenheit, wem er diesen Posten anvertrauen solle, da sich unter allen seinen Soldaten keiner befand, welcher zuverlässig und auch zugleich der Feder mächtig war. So ließ mich denn der Oberst kommen, sprach viel mit mir, dictirte mir einen holländischen Brief und frug mich dann, ob ich gegen die Ration eines Soldaten und zehn Gulden monatliches Gehalt, bei ihm als Schreiber mich engagiren wolle. Ich hätte dies Anerbieten vielleicht nicht angenommen, wenn ich nicht zuvor schon erfahren, daß ein gewandter und zuverlässiger Schreiber in einem solchen Orte vielfache Gelegenheit habe, so nebenher durch einen Tauschhandel mit den Negern, denen er für Straußenfedern und Goldkörner europäische Waaren gebe, einen ganz ansehnlichen Gewinn zu erzielen. Da ich nun unter allen Umständen mir vorgenommen hatte, mir ein Vermögen und dadurch meine Unabhängigkeit zu erwerben, so

sagte ich dem Oberst, daß ich seinen Antrag annehmen wolle, wenn mir mein Capitän meine Entlassung vom Schiffe bewilligen werde. Das zu besorgen war nun des Obersten Sache, und da die Capitäne der holländischen Guineafahrer gern den Commandanten dieser Forts, mit denen sie viele Geschäfte haben, gefällig sich erzeigen, so entließ mich auch mein Capitän, obgleich ersichtlich ungern, vom Schiffe. Sieben Monate hatte ich darauf gedient, und erhielt nun nach Abzug des Vorschusses, den ich schon in Amsterdam empfangen, noch dreißig Gulden holländisch als Rest meiner Heuer ausgezahlt. So ward ich denn von einem Schiffsjungen des Sclavenschiffes „Dee Beurs van Amsterdam", so hieß das Fregattschiff, ein Schreiber in dem Fort Oranien auf der Goldküste von Afrika; immerhin schon eine Erhöhung.

Mein altes Schiff stach am Tage nachdem ich es verlassen hatte, mit fünfhundertachtzig Negersclaven nach Surinam in See, während ich im Fort zurückblieb.

3.

Mein Aufenthalt im Fort Oranien. Dortiges Leben. Versuchter Ueberfall feindlicher Negerstämme. Expedition in das Innere des Landes. Ich verlasse das Fort Oranien nach dreijährigem Aufenthalt daselbst. Gründung eines Compagniegeschäfts, um Handel in den holländischen Ansiedelungen der Capcolonie zu treiben. Die großen Beschwerden der Expeditionen in das Land der Kaffern. Art und Weise des Tauschhandels. Großartige Jagden auf wilde Thiere. Die Löwenjagden. Gefährlicher Kampf mit einem verwundeten Löwen.

So war ich denn allein im Fort Oranien zurückgeblieben und begann mich allmählich auf eine neue Lebensart vorzubereiten. Allzu angenehm war solche freilich nicht, doch hatte mich mein bisheriges Leben als Malerlehrling und Schiffsjunge glücklicher Weise auch noch nicht zu sehr verwöhnt.

Der Commandant des Forts, der Oberst von Mellinghusen, war zwar ein sehr braver und

gutmüthiger Mann, hatte sich aber in seiner langen Dienstzeit, während welcher er fast stets rohe geworbene holländische Soldaten oder betrügerische, faule Neger befehligte, einen großen Grad von Jähzorn angewöhnt. So behandelte er auch anfänglich mich, bevor ich mich in das holländische Listen- und Rechnungswesen mehr hineingearbeitet und an seine kurze Art, die Briefe zu dictiren, gewöhnt hatte, oft sehr zornig, warf mir verschiedene Sachen vor die Füße, tractirte mich mit groben Schimpfwörtern und Flüchen in Menge, ja schleuderte mir sogar einmal, als ich unvorsichtiger Weise einen Klex auf einen von ihm schon unterzeichneten Befehl gemacht hatte, das ganze volle Dintenfaß gerade in das Gesicht, so daß ich fast so schwarz wie ein Neger aussah. Dies Alles mußte ich mir aber stillschweigend gefallen lassen, denn wenn ich auch keine Capitulation als Soldat angenommen hatte, so stand ich doch, wie überhaupt alle Bewohner des Forts, unter der Strenge der harten holländischen Militärgesetze. War sein erster Zorn verraucht, so zeigte der alte Oberst auch wieder große Gutmüthigkeit und strenges Gerechtigkeitsgefühl, so daß ich im Grunde meines Herzens viel von ihm gehalten und seinen Tod aufrichtig

betrauert habe. Zu thun hatte ich übrigens, besonders anfänglich, bevor ich mit dem Rechnungswesen vertraut war, ziemlich viel, und mußte täglich vier bis fünf Stunden hinter meinen Listen und Rechnungen sitzen oder mir vom Obersten Briefe dictiren lassen. Die Hitze war so stark, daß man in den Mittagsstunden von zehn bis vier Uhr zu jedem Geschäft wirklich untauglich wurde. Oft hatten wir 35—36 Grad Hitze, und selbst in den kühlsten Gemächern des Forts zerfloß man in den heißen Monaten um diese Tageszeit fast in Schweiß. Während dieser sechs Stunden war das Fort geschlossen und die Zugbrücke aufgezogen, da die südlichen Negerstämme diese Zeit schon wiederholt zu heimlichen Ueberfällen benutzt hatten. Die Posten, die dann jede halbe Stunde abgelöst wurden, hatten Mühe, wach zu bleiben, und nur die fünfzig Hiebe, die jeder Soldat, der auf dem Posten schlafend gefunden wurde, unnachsichtlich erhielt, zwangen sie zur Munterkeit. Auch die Unterofficiere und der wachthabende Officier, die dann häufig die Runde machen mußten, schlichen müde und verdrossen umher, und nur die strenge Pflicht erhielt sie munter. Alle Europäer, welche nicht im Dienst waren, hielten von elf bis drei Uhr Siesta.

Sehr schön und frisch waren die Morgen, die schon um vier Uhr begannen, wenn die Reveille geschlagen und Alles im Fort munter wurde. Auch die Abende von vier bis acht Uhr waren in der Regel schön, nur konnte man sich in einigen Monaten während der Abendstunden kaum vor den Schwärmen der Mosquitos und kleinen bösartigen Stechfliegen sichern. Um neun Uhr Abends wurde die Retraite geschlagen und um zehn Uhr mußten alle Soldaten und Sclaven zur Ruhe sein. Die Beköstigung, die ich im Fort aus der Menage der Unterofficiere erhielt, war gut und reichlich. Es wurden fünfundzwanzig bis dreißig Negersclaven zur Arbeit gehalten, und so hatten wir eine förmliche kleine Ackerwirthschaft. Europäisches Getreide und Gemüse wurde des Klimas wegen nicht gebaut, und wir erhielten statt Brot Maismehl, Maniok und Reis, so viel wir wollten, dazu die schönsten Südfrüchte in Menge und genügend Schaf- und Ziegenfleisch oder auch Wildpret, besonders Antilopen, Gazellen und eine Art Rehe, welches vier Neger, die eigens als Jäger angestellt waren, oft mehr als hinreichend brachten. In den heißen Monaten hielt sich das Fleisch der Hitze wegen nur einige Stunden, so daß wir dann oft Mangel

daran hatten und uns tagelang von Gemüse und eingekochten Früchten nährten, wie man auch bei allzu großer Hitze einen gewissen Widerwillen gegen jede Fleischnahrung empfindet. Fische gab es in Menge, doch durften solche nur zu gewissen Zeiten und dann nur mäßig von uns genossen werden, da der alte holländische Arzt, der im Fort war, behauptete, daß ihr Genuß bei den Europäern leicht Fieber erzeuge. Die Einführung von Branntwein und Rum war eigentlich streng untersagt, da unsere Soldaten, von denen sehr viele versoffene Kerle waren, sich fast immer betrunken hätten, wenn ihnen die Mittel dazu geboten würden; doch ward öfters von den am Fort anlegenden europäischen Schiffen heimlich Rum und Genever verkauft. Sonst besaß nur der Commandant einen gewissen Vorrath von Spirituosen, von denen er bei außergewöhnlichen Fällen hie und da auch einige Portionen der Mannschaft spendirte. Da bloßes Wasser für die Europäer sehr ungesund ist, so erhielten die Leute Orangen- und Limoniensaft, um solchen mit ihrem Trinkwasser zu vermischen, und außerdem wöchentlich drei Quart von einem leichten gegohrenen Getränk, das aus dem Saft der

Palmen bereitet wurde und mir stets sehr gut schmeckte.

So war denn unser materielles Leben so gut, daß ich mich schon damit zufrieden fühlen konnte. Was ich dagegen entbehrte, war ein geselliger Umgang. Unsere europäischen Soldaten bestanden nur aus angeworbenen Menschen, mit geringen Ausnahmen rohe, wilde Kerle aus den untersten Volksklassen. Viele waren Holländer, doch befanden sich auch mehrere Schweizer, Deutsche und besonders Wallonen darunter. So viel als möglich hielt ich mich von dem Umgang mit diesen Soldaten fern. Die Unterofficiere waren in der Regel auch nicht gebildeter, sondern nur im Dienst zuverlässiger als die gemeinen Soldaten. Größtentheils waren es schon länger gediente Leute, die außer Spielen, Trinken und unzüchtigem Umgang mit Negermädchen, von denen es in der Nähe des Forts wimmelte, kein anderes Vergnügen kannten. Von den sechs bis sieben Officieren, die sich im Fort in Garnison befanden, hielt mich der Unterschied des Ranges schon zu fern. Es waren dies entweder altgediente Männer, die ihrer guten Führung wegen nach einer Reihe von Jahren aus dem Unterofficiersstande zu Officieren befördert wurden,

oder mitunter auch junge, liederliche Holländer von vornehmer Familie, die daheim ein zu lockeres Leben geführt hatten, und nun auf Betrieb ihrer Eltern zur Strafe und Besserung auf einige Jahre in diese entlegenen Forts an der afrikanischen Goldküste versetzt wurden.

So war ich denn größtentheils in meinen Freistunden allein auf mich angewiesen. Ich zeichnete und malte dann für mich, so gut ich es vermochte, oder begleitete auch mitunter, nach erhaltener Erlaubniß des Obersten, unsere einheimischen Jäger auf ihren Jagdausflügen. Diese Jagden brachten zwar fast immer eine sehr reiche Beute von Wild aller Art, boten jedoch auch viele Beschwerden dar, denn Hitze, grundlose Wege, dorniges Gestrüpp, die Stiche von Mosquitos, und dann oft Hunger und mehr noch Durst, gab es bei solchen Jagdausflügen stets in Menge zu ertragen. Da ich aber noch sehr jung war, eine überaus kräftige Körperbeschaffenheit besaß, und mich auch sonst sorgsam vor jedem Uebermaß in Acht nahm, so schadeten die Beschwerden dieser Jagdausflüge mir weiter nicht im mindesten, sondern härteten mich nur im Gegentheil sehr ab und gaben mir einen zwar magern und eingebrannten, sonst aber kräftigen Körper. Bei

solchen Jagdstreifereien mußten wir immer die größte Vorsicht gebrauchen, um nicht in die Gefangenschaft feindlich gesinnter Negerstämme zu gerathen. Zwar waren die Neger, welche in den Kraals oder Hüttendörfern in der Nähe des Forts wohnten, theils schon aus Furcht, theils aber auch aus Habgierde, weil sie viel Geld von den Holländern verdienten, uns wenigstens dem Anschein nach freundlich gesinnt, und wagten keinem Europäer etwas zu thun, allein sechs bis acht Meilen mehr im Inneren des Landes wohnten noch feindlich gesinnte Stämme, die oft heimliche Streifzüge unternahmen, um unseren Jägern aufzupassen und sie dann in die Sclaverei zu führen. So wurde ich auch einst, als ich mich unvorsichtiger Weise einmal allein etwas zu weit entfernt hatte, plötzlich von vier bis fünf wild aussehenden Kerlen eines feindlichen Stammes umringt, die mit ihren Assayen oder Wurfspießen und Keulen auf mich eindrangen. Und dazu war meine Flinte nur mit Vogelschrot geladen, da ich auf die Entenjagd hatte gehen wollen. Dem ersten Neger, der auf mich eindrang, schoß ich die Schrotladung in die Füße, so daß er schreiend umfiel, und gegen die anderen suchte ich mich mit dem Flintenkolben möglichst

zu vertheidigen. Ich erhielt jedoch schon einen Kolbenschlag auf den Arm, und hätte mich nicht lange mehr gegen die Uebermacht schützen können, wenn mir jetzt nicht glücklicher Weise unsere Jäger, die mein Geschrei gehört hatten, zu Hülfe geeilt wären. Nun gaben denn meine Angreifer sogleich Fersengeld und eilten, so schnell ihre Füße sie nur tragen wollten, fort in den Wald, und obgleich wir sie hastig verfolgten, so gelang es uns doch nicht, nur einen von ihnen zu erwischen. Nur den Neger, dem ich den Schrotschuß in die Füße geschossen hatte, fingen wir ein und transportirten ihn nach dem Fort. Hier wurden seine Wunden von unserem Doctor geheilt, was bald geschah, und der Neger dann um hundertdreißig holländische Gulden an ein Sclavenschiff, das gerade nach Surinam segelte, verkauft. Auf Befehl des Commandanten erhielt ich von dieser Summe fünfzig Gulden als mein Theil, allein auch zugleich fünf Tage Arrest bei Wasser und Maisbrot in einer dunkeln Kammer, weil ich mich unvorsichtiger Weise gegen den ausdrücklichen Befehl von der übrigen Jagdgesellschaft entfernt hatte. Während der drei Jahre, die ich mich im Fort Oranien befand, ward dieses einmal in der Nacht von vielen

Hundert feindlich gesinnten Negern angegriffen. Diese hatten sich durch Verrätherei von zwei unserer Haussclaven, welche die Wachmannschaft mit Branntwein, in den ein betäubender Saft gemischt war, schlaftrunken gemacht, schon der Zugbrücke bemächtigt und sie niedergelassen, und wollten heimlich in das Innere des Forts dringen, als glücklicher Weise ein anderer Soldat, eines Bedürfnisses wegen, auf den Hof ging. Mit seinen sehr scharfen Augen erkannte er, daß schon einzelne Neger über die Palissaden der Zugbrücke zu klettern begonnen hatten. Voll Geistesgegenwart sprang er nun schnell in das Wachhaus, ergriff ein geladenes Gewehr der Wachmannschaft und feuerte dies auf den vordersten Neger ab, nahm dann schnell ein zweites Gewehr und schoß hiermit ebenfalls. Von diesen Schüssen erwachte der Unterofficier der Wache, der nur wenig Branntwein getrunken hatte, ergriff nun ebenfalls ein Gewehr und stürzte damit auf andere Feinde, die schon eingedrungen waren, los. Diese Schüsse hatten nun plötzlich das ganze Fort alarmirt. Nur im Hemd, so wie wir geschlafen hatten, stürzten wir Alle, den Oberst an der Spitze, auf den Hof, und so gelang es uns denn auch bald, alle Neger, die schon einge-

drungen waren, entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen, die übrigen Schaaren draußen vor dem Graben aber durch einige Salven mit den Gewehren und ein paar Kartätschenladungen, die ihnen nachgesandt wurden, zu zerstreuen. Um die Fliehenden nachdrücklich zu verfolgen, wie der Oberst dies gern gethan hätte, war es noch zu dunkel. Wir hatten bei diesem glücklicher Weise abgeschlagenen feindlichen Ueberfall drei verwundete Soldaten verloren, von denen zwei bald darauf starben, da bei Europäern alle Wunden des so heißen Klimas wegen hier an der afrikanischen Goldküste sehr gefährlich sind. Von den angreifenden Negern fanden wir drei getödtet, vier so schwer verwundet, daß sie auch rasch starben, und elf nur leicht verwundet, so daß sie bald geheilt werden konnten. Letztere wurden dann an die nächsten Sclavenschiffe als Sclaven verkauft und nach Surinam geschafft. Am andern Tage wurde ein strenges Kriegsgericht über die Schuldigen abgehalten. Die beiden Negersclaven, welche die Verrätherei begangen hatten, wurden zum Tode verurtheilt und hingen schon an demselben Abend an einem hohen, weit sichtbaren Palmbaume außerhalb des Forts, die Soldaten aber, die sich auf der Wache betrunken

hatten, erhielten fünfzig bis achtzig Hiebe auf den bloßen Rücken, was eine so harte Strafe war, daß ein Mann an ihren Folgen starb. Der Unterofficier, der nur wenig getrunken hatte, wurde auf ein halbes Jahr zum Gemeinen degradirt, in Folge seines muthigen Benehmens beim Ueberfall aber von weiterer Strafe befreit, der wachhabende Officier, der bei der Inspection nachlässig gewesen war, erhielt vom Obersten vier Wochen Stubenarrest, von dem holländischen Gouverneur der Capcolonie, wohin die Sache weiter gemeldet wurde, Uebergehung im Avancement auf zwei Jahre. Solche strenge Strafen waren bei der exponirten, sehr gefährlichen Lage aller Forts, die nur durch die unausgesetzteste Wachsamkeit der Garnison vor allen heimlichen Ueberfällen der feindlichen Negerstämme geschützt werden konnten, dringend nothwendig. Der Soldat, der den Ueberfall zuerst entdeckt hatte, ward zum Corporal befördert und bekam fünfzig Gulden Belohnung, jeder der übrigen Soldaten und treugebliebenen Negersclaven aber fünf Gulden.

Das nächste holländische Fort an der Goldküste lag circa achtzehn deutsche Meilen vom Fort Oranien entfernt. Alle Monate einmal

ward eine Patrouille von fünfundzwanzig Soldaten unter Befehl eines Officiers dahin abgesandt, die vier Tage zum Marsche gebrauchten, sich dann zwei Tage im Fort ausruhten und darauf in vier Tagen wieder zurückmarschirten, so daß die ganze Abwesenheit zehn Tage dauerte. Diese Expeditionen waren sehr beschwerlich und auch oft gefährlich, da die Mannschaft häufig von Negerstämmen angegriffen wurde, boten aber sonst doch manches Interessante dar, so daß ich solche viermal während meiner Anwesenheit im Fort freiwillig mitmachte. Alle diese vier Expeditionen, an denen ich theilnahm, liefen glücklich ab, sonst erinnere ich mich aber, daß drei- bis viermal während meiner Anwesenheit im Fort diese Mannschaft heftig angegriffen wurde, ja einmal sogar zwölf Soldaten durch einen heimlichen Ueberfall feindlich gesinnter Negerstämme verlor. Es ward darauf mit circa sechzig Mann unter persönlicher Anführung des Obersten ein weiterer Streifzug gegen diese Stämme gemacht, der letzteren großen Schaden zufügte. Der Oberst, der früher schon in Spanien gefochten, hatte dort eine Art von Gebirgsartillerie kennen gelernt und solche jetzt auch bei uns eingeführt. Es waren vom Cap der guten Hoffnung einige

starke kleine Klepper mit zwei leichten Geschützrohren und einer Art Laffette, was beides auf eigens construirte Packsättel befestigt und dann den Pferden aufgeladen werden konnte, in unser Fort gesandt worden. Auf diese Weise konnten später alle Expeditionen und Patrouillen durch eine solche kleine Kanone, die mit Kartätschen geladen wurde, begleitet werden. Vor diesen Kartätschenschüssen hatten die Neger aber die größte Furcht, und Hunderte von ihnen wagten kein derartiges Geschütz anzugreifen.

Einige Monate war ich nun im Fort als Schreiber gewesen und hatte mich dort schon etwas eingewöhnt, da fing ich allmählich an, meinen Tauschhandel mit den Negern, wegen dessen ich besonders diesen Posten angenommen hatte, zu beginnen. Ich hatte mir fünfzig Gulden zusammengespart, und damit kaufte ich von einem holländischen Schiff, das bei uns angelegt hatte, rothes grobes Tuch, bunte Glaskorallen und allerlei Nürnberger kurze Waaren. In einige Hütten, die unweit des Forts lagen und von abhängigen Negern bewohnt wurden, kamen nun häufig Händler mit Straußfedern und Goldkörnern, wie sie die Neger hier an der Mündung des Flusses auswaschen, wovon ja die

ganze Küste den Namen „Goldküste" erhalten hat. Nun begann denn mit solchen Händlern ein lebhafter Tauschhandel, bei dem gefeilscht und geschachert wurde, wie ich solches früher von den jüdischen Pferdehändlern auf den Pferdemärkten in Colberg nicht ärger gesehen hatte. So gelang es mir, das erste Mal für meine Waaren im Werthe von fünfzig Gulden so viel Goldkörner und Straußfedern einzuhandeln, daß ich solche an den Supercargo eines andern holländischen Handelsschiffes, welches Palmöl und Elfenbein hier an der Küste kaufte, für zweihundert Gulden wieder verkaufen konnte. Die Goldkörner kommen gewöhnlich in der Größe eines Stecknadelknopfes bis zu der einer kleinen Erbse vor; welches letztere jedoch selten ist, und werden beim Handel nach dem Gewicht verkauft. Zur Aufbewahrung dienen fingerlange und dicke hohle Rohrstengel, die an beiden Seiten mit Thon verklebt werden. Für diese zweihundert Gulden kaufte ich wieder Waaren und tauschte diese dann allmählich abermals gegen Gold und Straußfedern ein; und so trieb ich diesen Handel fort und fort und hatte durchschnittlich an hundert Procent Vortheil davon. So gelang es mir denn, durch kluge Speculation auf diese Weise

während meines dreijährigen Aufenthaltes im Fort Oranien ein Capital von zwölfhundert Gulden zu erwerben. Zwar war es allen Soldaten und Officieren streng verboten, einen derartigen Handel mit den Negern zu treiben, doch geschah dies unter der Hand ziemlich häufig. Von unseren Officieren waren übrigens die meisten zu indolent, von den Soldaten aber viele zu leichtsinnig oder trunksüchtig, als daß sie sich der Mühe dieses Handels unterziehen mochten. Manche, die dies aber mit Eifer und Geschick thaten, gewannen oft ganz bedeutende Summen dabei. So entsinne ich mich noch, daß ein alter Hauptmann, der über fünfundzwanzig Jahre als Unterofficier und Officier hier in verschiedenen Forts an der Goldküste in Garnison gestanden hatte, mir selbst erzählte, daß er sich ein Vermögen von nahe 30,000 Gulden dabei verdient hätte.

So war ich denn nun schon zwei und ein halbes Jahr im Fort Oranien gewesen und fühlte mich so ziemlich zufrieden daselbst, obwohl mein jugendlicher Geist sich wohl mitunter nach Veränderung sehnte, als unser alte Commandant, der Oberst von Mellinghusen, plötzlich starb. Trotz seines Jähzorns und mancher Absonderlich-

keiten war er mir doch ein wohlwollender Vorgesetzter gewesen, dessen Tod ich aufrichtig betrauerte. Sein Nachfolger war ein Oberstlieutenant, ein geborner Holländer, ein grober, selbstsüchtiger Mann, der gegen mich, als einen Deutschen, eine besondere Abneigung zu haben schien, und mir dies wiederholt auf scharfe Weise zeigte. Mir dies gefallen zu lassen, fühlte ich mich nicht geneigt, und so forderte ich denn ohne Weiteres meine Entlassung, und da der neue Oberstlieutenant einen Bedienten mitgebracht hatte, der ziemlich geläufig schrieb und rechnete, und dem er gern meine Stelle als Nebenerwerb zuwenden wollte, so erhielt ich solche auch ungesäumt. Man hätte mir sonst Schwierigkeiten machen können, da ich mich eigentlich auf eine Dienstzeit von fünf Jahren verpflichtet hatte, wofür ich damals auch ein Handgeld von sechzig Gulden erhalten. Ich hatte in dem letzten Jahre meines Aufenthaltes im Fort Oranien die nähere Bekanntschaft eines Supercargo von einem holländischen Handelsschiff gemacht, welches von der Capstadt aus alljährlich zweimal die ganze Küste von Guinea befuhr, um dort Palmöl, Elephantenzähne, Straußfedern und Goldkörner einzuhandeln, die dann nach dem Cap gebracht und dort in größeren

Schiffen nach Amsterdam und Rotterdam verladen wurden. Dieser Supercargo, ein geborener Brabanter, welcher wußte, daß ich jetzt so ziemlich fertig holländisch und auch einige Worte der Negersprache sprach, dabei jung und kräftig war und einen unternehmenden kaufmännischen Geist besaß, forderte mich nun auf, ihn nach der Capstadt zu begleiten und dort mit ihm ein Compagniegeschäft zu gründen. Wir wollten uns zwei Ochsenwagen anschaffen, diese mit allerlei Waaren, wie solche die Colonisten in der Capcolonie gebrauchten, beladen, um nun in der ganzen holländischen Ansiedlung umherzufahren und diese Waaren gegen Elfenbein, Straußfedern, seltene Häute von Löwen und anderen wilden Thieren zu vertauschen. So ein Handel war zwar gefährlich und beschwerlich, versprach aber reichen Gewinn, und so sagte dies ganze Unternehmen meiner Individualität sehr zu.

So verließ ich denn Fort Oranien mit leichterem Herzen, nachdem ich gerade drei volle Jahre als Schreiber daselbst zugebracht hatte. Ich konnte an zwölfhundert Gulden holländisch, einige gute Anzüge, eine vollständige, treffliche Jagdausrüstung von einer Lütticher Doppelflinte, zwei Pistolen, einem Säbel und sonstigen Utensilien,

was ich Alles aus dem Nachlasse des verstorbenen Oberst gekauft hatte, und außerdem eine Sammlung von Naturalien, bestehend in Schmetterlingen, seltenen Vögel- und Thierbälgen zum Ausstopfen, Muscheln u. s. w., mit fortnehmen. Diese Sammlung, die manche seltene Sücke enthielt, verkaufte ich später in der Capstadt um vierhundert Gulden an einen reisenden Naturforscher.

Als ich nach einer Seereise von einigen Wochen in der Capstadt ankam, machte mir, nach meinem dreijährigen Aufenthalte in dem ganz einsamen Fort Oranien, das städtische Leben daselbst einen förmlich beängstigenden Eindruck. Ich sah Straßen mit hohen Häusern, Marktplätze, die von Käufern und Verkäufern aller Art belebt waren, Läden, in denen man alle möglichen Gegenstände einkaufen konnte, der Hafen war angefüllt mit großen und kleinen Schiffen verschiedener Nationen; kurz, Alles kam mir ganz wunderbar vor. Doch zum Müssiggang war ich nicht hierher gekommen, es hieß die Hände eifrig rühren und Geld erwerben. So miethete ich denn mit meinem Compagnon eine kleine Wohnung, die uns zum Magazin dienen konnte, und dann sahen wir uns nach zwei großen Ochsenkarren

mit den nöthigen Gespannen um. Wir hatten das Glück, zwei solche große Frachtwagen, die eben von einer Expedition aus dem Innern zurückgekommen waren, nebst den zehn Paar Ochsen, die vor jeden Wagen gehörten, zu einem verhältnißmäßig wohlfeilen Preise zu kaufen. Gewöhnlich gehen acht Paar Ochsen, die mit ihrem Joche je an einem langen Strick, der aus einer getrockneten Kuhhaut gedreht wird, ziehen, vor einem solchen Wagen, während vier Ochsen zur Reserve, um ermüdete Thiere damit abzulösen, hinterher getrieben werden. Ein solcher Wagen wurde damals in der Capstadt mit achtzig bis hundert Gulden, ein Paar kräftige Zugochsen mit dreißig bis vierzig Gulden bezahlt. Zu einem solchen Wagen gehörten zwei Menschen, ein eigentlicher Fuhrmann, der vorn auf dem Bocke des Wagens saß und mit einer riesigen Peitsche, die bis zu den vordersten Ochsen reichte, das Gespann lenkte, und ein Treiber, gewöhnlich ein halberwachsener Bursche, der nebenher lief, einzelne widerspenstige Thiere antrieb und beim Anspannen half. Diese Leute waren in der Regel Menschen, die aus einer Vermischung von weißen Colonisten der untersten Stände mit Hottentotten hervorgingen. Es waren faule, nichtsnutzige Ge-

sellen, die gewöhnlich dem Trunk und Spiel sich sehr ergeben zeigten, aber treffliche Eigenschaften als Fuhrleute und Viehtreiber besaßen und für derartige Reisen unentbehrlich waren. Ferner mietheten wir noch einen Koch, der schon große Reisen im Innern von Afrika mitgemacht hatte, und einen Jäger und Fallensteller, einen geborenen Hottentotten, so daß wir sechs Leute in unserem Dienst hatten.

Die Waaren, die wir zum Handel einkauften, bestanden vorzüglich in allerlei Eisengeräth und Küchen- und Hausgefäßen, wie solche die holländischen Bauern in den entlegenen Theilen der Capcolonie nöthig hatten, ferner in fünf- bis sechshundert Pfund Schießpulver, stets in kleine, doppelt verschlossene Fässer, die fünfzig Pfund enthielten, gepackt, einigen großen Flinten vom stärksten Kaliber, zur Jagd auf die wilden Thiere bestimmt, Blei und Zink, um Kugeln daraus zu gießen, dann in Kleiderstoffen, bunten Tüchern, Bändern, Nadeln, Zwirn u. s. w. für die Frauen und Töchter der Bauern. So hatten wir bei der Ausrüstung unserer ersten Expedition circa 5000 Gulden verausgabt, von denen 1500 Gulden mein Geld waren, während mein Compagnon das übrige Capital zugeschossen hatte. Nach Ab-

zug aller Reiseunkosten erhielt zuerst ein Jeder vier Gulden per Tag, und der Rest wurde dann nach Verhältniß des eingeschossenen Capitals zwischen uns Beiden getheilt.

Voll guter Hoffnung auf lohnenden Gewinn brachen wir denn mit unseren sehr schwer bepackten Frachtwagen an einem schönen Morgen aus der Capstadt auf. Ungefähr zwei Monate hatte die Ausrüstung und der Einkauf der Waaren gedauert, und es war mir ordentlich wunderbar gewesen, so lange Zeit wieder in einer großen Stadt zu leben. Eine solche Reise mit zwei riesigen Frachtwagen, jeder mit acht Paar ungeheuer großen Ochsen bespannt, geht sehr langsam von statten und eignet sich schlecht für einen Ungeduldigen. Alle Augenblicke finden Stockungen und Zögerungen statt. Bald will der eine Ochse nicht ziehen und ist störrisch, dann der andere nicht, dann reißt etwas am Wagen oder Geschirr, oder die Waaren müssen umgepackt werden, kurz, es giebt vielen Aufenthalt. Namentlich machte auch das Passiren der Flüsse, die damals sämmtlich noch ohne Brücken waren, manche Versäumniß. Es müssen Furthen gesucht werden, um die Wagen, die hohe Räder hatten, wo möglich so durchzufahren, daß die Waaren nicht

von der Nässe leiden. Ist der Fluß durch einen plötzlichen Regenguß so angeschwollen, daß die Furth nicht passirt werden kann, ohne daß der beladene Wagen im Innern vom Wasser berührt würde, so muß solcher theilweise ausgeladen und die Waaren dann auf Flöße, die man von rasch abgehauenen Bäumen zusammenbindet, gelegt und so über den Strom gebracht werden. Mitunter bindet man auch einzelne Fässer auf den Rücken der Ochsen und läßt diese dann durch das Wasser schwimmen. Auf der andern Seite des Flusses angekommen, muß es die erste Sorge des Händlers sein, alle seine Waarenvorräthe genau nachzusehen und die etwa durchnäßten Sachen in der Sonne oder an angezündeten Feuern sorgsam zu trocknen, damit sie nicht etwa verrosten oder verschimmeln und so an Werth verlieren. So nahm mitunter die Passage über einen einzigen bedeutenden Fluß zwei bis drei Tage Zeit in Anspruch.

Bei dem Passiren steiler Berge, wie dies besonders in der Umgebung der Capstadt, wo die Gegend sehr gebirgig ist, häufig der Fall, müssen mitunter zwanzig Paar Ochsen vor einen einzigen Wagen gespannt und dann mit gewaltigen Peitschenhieben und Hallohgeschrei auf das

äußerste angetrieben werden, daß sie den schweren Wagen nur auf die Höhe bringen. Beim Herunterfahren werden dann ganze Baumstämme zwischen die Speichen der Räder gesteckt, um als Hemmschuhe zu dienen, und man bindet außerdem noch sechs bis acht Paar der stärksten Ochsen hinten an den Wagen, damit sie mit aufhalten helfen. Dies Alles erfordert natürlich sehr viel Zeit und Arbeit, und Wagen wie Ochsen werden dabei sehr strapazirt.

Dazu kommt, daß bei anhaltender Dürre, besonders in den entlegeneren Theilen der Colonie, oft ein sehr empfindlicher Wasser- und Weidemangel eintrat, daß die armen Thiere so entkräftet wurden, daß vier bis sechs Paar nicht mehr so viel ziehen konnten, als sonst zwei Paar kräftige Ochsen. Dazu crepirte oft ein beträchtlicher Theil des Zugviehes vor Hunger und Erschöpfung. In solchen Fällen blieb dann nichts Anderes übrig, als einen Wagen mit dem besten Theil der Ladung zu bepacken und alles Uebrige zurückzulassen, um es bei günstigeren Zeiten wieder zu holen — wenn nicht umherstreifende Hottentotten oder Buschmänner, ja häufig auch diebische Colonisten, obgleich letztere sehr selten waren, das

Meiste davon gestohlen hatten, und dann so eilig als möglich entflohen.

Eine große Plage war auch eine kleine giftige Stechfliege, die in einigen Gegenden der Kolonie zu gewissen Zeiten haust, und deren Stiche bei den Ochsen solche Beulen hervorbringen, daß die Thiere gewöhnlich schon am zweiten oder dritten Tage davon sterben. Mitunter wurden auch die Ochsen auf der Weide von Löwen oder Hyänen zerrissen oder von raubgierigen Buschmännern gestohlen, auch mit kleinen vergifteten Pfeilen aus einem Hinterhalt beschossen, so daß sie in wenigen Stunden todt umfielen und dann beim Zurücklassen von jenen verzehrt wurden. Solche Unfälle trafen einen Händler, der mit Ochsengespann die entlegenen Theile der holländischen Capcolonie damals bereiste, nur zu häufig und verschlangen wieder einen Theil des Gewinnes. Während der fünf Jahre, die ich als Handelsmann unaufhörlich diese Fahrten machte, sind mir mindestens dreihundert Zugochsen auf solche Weise vor meinen Wagen zu Grunde gegangen, was immerhin ein Capital von vier- bis fünftausend Gulden ausmachte. Auch an zerbrochenen Wagen und verdorbenen Waaren ging damals viel verloren. Freilich war der Verdienst

auch nicht gering, und ein irgendwie vorsichtiger und gewandter Handelsmann, wenn er nicht allzu viel Unglück hat, muß jedes Jahr hundert Procent Gewinn von seinem im Handel angelegten Gelde haben. Ich schoß bei der Gründung unseres Compagniegeschäfts 1500 Gulden zu, und verdiente damit in fünf Jahren außer meinem Lebensunterhalt etwas über 11,000 Gulden. Es war allerdings ein Leben voll unausgesetzter Mühe und Plage, und oft mit der größten Gefahr verbunden.

Die ersten drei bis vier Tagereisen von der Capstadt entfernt machten wir noch gar keine, oder nur äußerst geringe Geschäfte, weil da die Ansiedler gewöhnlich alljährlich einigemal mit ihren Wagen selbst zur Stadt fahren, dort ihre Felle, Talg, Honig, häufig auch Wein verkaufen und ihre Bedürfnisse wieder mitnehmen, ohne sich der Hausirer zu bedienen. Nur einiges Küchengeschirr vertauschten wir bei einem holländischen Bauer gegen eine Koppel von sechs großen Jagdhunden, deren wir dringend bedurften, um des Nachts zu wachen. In der Nähe der Capstadt lassen sich die Ansiedler auch noch die Weide für die Ochsen bezahlen, und zwar ward gewöhnlich bei einer Nachtweide für vierzig Ochsen ein

Gulden und bei einer Mittagsweide ein halber Gulden bezahlt oder dessen Werth in Waaren gegeben. Auch Milch, Mehl, Fleisch und Wein mußten wir gewöhnlich mit Nähnadeln, Zwirn, oder sonstigen kleinen Bedürfnissen für das Haus bezahlen.

War man erst weiter von der Stadt entfernt, so herrschte bei den Bauern unbedingte Gastfreundschaft, und man schenkte höchstens beim Abschied der Frau vom Hause ein buntes Halstuch oder einige Scheeren als Lohn für die geleistete Bewirthung.

Unsere eigentliche Handelsthätigkeit begann erst, als wir fünfundzwanzig bis dreißig Tagereisen von der Capstadt entfernt waren. Die Bauern, alle durchweg von holländischer Abkunft, wohnen hier auf ihren abgelegenen Höfen oft ein bis zwei Stunden zerstreut von einander. Ihr Haupterwerb ist Viehzucht, und es giebt manche Bauern oder Boers, die Heerden von drei- bis vierhundert Stück Rindvieh, vierzig bis fünfzig Pferde und Hunderte von Schafen besitzen, im Uebrigen aber äußerst einfach leben und alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens gänzlich entbehren müssen. Diese holländischen Bauern sind ein großer, star-

ker Menschenschlag, muthig und von abgehärtetem Körper, aber roh und ungebildet, so daß die wenigsten von ihnen lesen oder schreiben können. Wegen ihrer Abgelegenheit vermögen sie nur selten einen Gottesdienst zu besuchen; doch gab es eigene Reiseprediger, welche stets umherfuhren und jährlich zwei- bis dreimal auch selbst die entferntesten Höfe besuchten, dort Gottesdienst hielten, die Ehepaare einsegneten, und Kinder tauften und confirmirten. Sonst herrschte unter diesen Familien ein schlichter, gottesfürchtiger Sinn, und ihre ganze Lebensweise hatte etwas Patriarchalisches. Um den Haupthof lagen gewöhnlich einige kleine Häuser, in denen die verheiratheten Söhne des Vaters, oder auch einzelne europäische Ansiedler, die noch nicht Vermögen genug besaßen, um sich einen eigenen Viehstand zu gründen, und nun Arbeiterdienste versahen, wohnten. Die Mahlzeiten, bei denen des Morgens, Mittags und Abends gebratenes Fleisch in Hülle und Fülle auf den Tisch kam, denn an Vieh aller Art fehlte es nie, wurden gemeinsam gehalten. Dabei kam der große Theetopf nie vom Feuer, und der Verbrauch von gewöhnlichem Thee war in den meisten Colonistenfamilien ein sehr bedeutender, da-

her wir Händler auch stets große Vorräthe desselben bei uns führten. Alle Handwerke wurden im Hause selbst betrieben. Die Frauen spannen und webten Flachs und Wolle, und verfertigten auch die groben Wollenstoffe, welche die gewöhnliche Kleidung der Männer und Weiber bildeten, wie sie auch Wämmser, Jacken, Hosen und Weiberröcke selbst schneiderten. Die Männer waren Sattler, Wagenbauer, Schmiede, Schlächter und auch Gerber, alles in einer Person, und mahlten auch das wenige Mehl, das in diesen Wirthschaften gebraucht wurde, auf der Handmühle. Sonst war ausgedehnte Viehzucht, bei manchen Ansiedlern auch die Jagd, die Hauptbeschäftigung aller Männer. Selbst die Jungen von vierzehn bis fünfzehn Jahren saßen fest im Sattel und hetzten die Strauße und Antilopen mit großen Windhunden, oder feuerten ihre schweren Büchsen, die mit großen, gehärteten, aus Blei und Zinn gegossenen Kugeln geladen wurden, mit erstaunlicher Kaltblütigkeit auf Löwen, Hyänen, Elephanten und andere Thiere der Wildniß ab. Besonders diejenigen Colonisten, die an der äußersten Grenze wohnten, hatten nicht nur gegen diese wilden Bestien viel zu kämpfen, sondern führten auch oft blutige Schar-

mützel mit den benachbarten Stämmen der Kaffern, wobei manches Menschenleben verloren ging.

Unser Handel mit den Colonisten geschah nun in folgender Weise. Wenn wir bei einer Colonie ankamen, war es das Erste, unsere müden Ochsen zu tränken und auf die Weide zu treiben, worauf ich alsdann in die Wohnung des Ansiedlers ging, der mit echt holländischem Phlegma unserm Treiben zugesehen hatte, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Nun wurde er gefragt, was er an Hausgeräth, Pulver, Thee und sonstigen Waaren bedürfe, und eingeladen, unsere Vorräthe, die wir ausgepackt hatten, anzusehen, wobei die Frauen und Kinder die regste Neugier, die Männer aber in der Regel eine ziemliche Gleichgültigkeit an den Tag legten. Hatte die Familie sich nun alle Sachen, an denen stets der von uns geforderte Preis genau vorher bemerkt werden mußte — denn sonst waren die Colonisten ungemein mißtrauisch — ausgesucht, so wurden diese auf einen Haufen gelegt und die Kaufsumme dafür zusammengerechnet. Nun kam aber die Reihe an die Händler, zu fragen, was der Boer für Sachen an uns zu verkaufen habe. In den Ansiedelungen, welche nicht weiter als fünfundzwanzig

bis dreißig Tagereisen von der Capstadt entfernt lagen, kauften wir die Felle von Ochsen, Schafen und wilden Thieren, auch Wolle und Wachs; in den entfernteren aber nur Elfenbein, Straußfedern, Antilopen-, Löwen- und andere Felle von wilden Thieren. Hatte der Boer alle Sachen, die er uns verkaufen wollte, gezeigt, und wir davon ausgesucht, was uns anstand, so begann dann oft ein etwas hartnäckiger Handel um deren Preis, obgleich gewöhnlich auch hier eine gewisse Usance stattfand. War endlich der Preis festgestellt, so wurde solcher dann gegen die Summe für unsere Waaren in Anrechnung gebracht. Gewöhnlich wurde so gehandelt, daß Alles glatt gegen einander aufging; nur in seltenen Fällen zahlten wir baares Geld dazu, was die Boers niemals thaten. Wollten wir noch weiter reisen und berührten die Ansiedelung vielleicht auf dem Rückwege wieder, so wurden die eingekauften Waaren dort so lange zurückgelassen, bis wir mit unseren Wagen wieder vorbeifuhren. Nach dem ersten Jahre unserer Reisen hatten wir uns in der Art eingerichtet, daß wir auf einer Ansiedelung, die etwa zweiundzwanzig Tagereisen von der Capstadt entfernt lag, eine Art von Depot einrichteten. Mein

Compagnon brachte die in letzterer Stadt für unsere Rechnung eingekauften Vorräthe dahin und nahm auf denselben Wagen auch wieder die inzwischen von mir eingetauschten Waaren zurück, während ich meine Artikel wieder completirte und auf's Neue die Colonien besuchte. Alle drei Monate trafen wir gewöhnlich auf dieser Zwischenstation zusammen, hielten unsern Umtausch und machten gegenseitige Abrechnung. Auf diese Weise bin ich als Händler die letzten vier Jahre nicht ein einziges Mal nach der Capstadt gekommen, sondern fuhr stets der Kreuz und Quere zwischen den entlegensten Ansiedlungen umher. Einigemal bin ich auch über die Grenzen der Colonie gedrungen und habe mich mit meinen Wagen unter die Stämme der Kaffern gewagt, um von diesen Elfenbein, Straußfedern und Felle wilder Thiere einzutauschen.

Solch eine Expedition war zwar sehr gefährlich und beschwerlich, aber auch ungemein einträglich, und hätten wir nicht das schon früher angeführte Unglück gehabt, daß so viele Ochsen fielen, ferner auch, daß ich einmal bei dem Uebersetzen über einen Fluß einen Wagen mitsammt seiner ganzen Ladung einbüßte, wodurch uns ein Verlust von einigen Tausend Gulden entstand,

und hätten wir nicht zuletzt noch durch den Betrug eines Handlungshauses in der Capstadt an 4—5000 Gulden verloren, so wäre der Antheil an meinem Gewinne noch weit beträchtlicher ausgefallen, als ich denselben schon angab. Wenn ich eine solche Expedition in das Land der Kaffern unternahm, so schloß ich vorher stets einen Vertrag mit dem Häuptlinge eines Stammes ab, daß der mir nun Schutzgeleit von dreißig bis vierzig Kriegern seiner Horde bewilligen mußte. Für jeden Mann dieser Leibwache bezahlte ich auf die Dauer von fünf bis sechs Wochen gewöhnlich den Werth von zwanzig bis fünfundzwanzig Gulden in Eisenwaaren, bunten Tüchern, Pulver und Schießgewehren. Alle diese Sachen wurden aber dem Häuptling erst ausgehändigt, wenn ich glücklich wieder zurückgekommen war. Um aber auch noch einen Schutz gegen etwaige Treulosigkeiten zu haben, mußte der betreffende Häuptling auch einige Geißeln, gewöhnlich Kinder oder sonstige Verwandte von ihm, so lange nach der Ansiedelung, auf welcher wir unser Depot hatten, hinsenden, die von dem Boer daselbst, der zuletzt einen Antheil mit an unserem Geschäft hatte, bewacht wurden. Eine Gesellschaft von fünf bis acht jungen Söhnen

der Boers, welche solche Expedition in das Kaffernland zugleich als eine Jagdpartie betrachteten und von mir während der Zeit mit Lebensmitteln, Pulver und Blei ausgerüstet wurden, wofür sie mir die Felle von ihren erlegten Thieren zu einem gewissen Preis abtreten mußten, nahm ich ferner stets als eine besondere Leibwache mit. Trat ich eine solche Fahrt in das Kaffernland an, so wurden zwei bis drei Lastwagen vorher sorgsam nachgesehen, damit sich ja durchweg Alles an ihnen im besten Stande befinde. Als Bespannung vor jeden derartigen Wagen wurden sechzehn bis zwanzig der besten, kräftigsten und schon eingefahrensten Zugochsen, die sich gegenseitig ablösten, genommen. Ich selbst hatte dann zwei bis drei Jagd- und Nutzpferde, ebenso auch von meinen holländischen Begleitern jeder zwei bis drei Reit- und Jagdpferde bei sich, während die Kaffern, die sehr rüstige Fußgänger sind, zu Fuß nebenher liefen. Als Proviant wurde etwas Schiffszwieback, Kaffee und Branntwein, und dann für den Nothfall, wenn etwa die Jagdausbeute schlecht ausfallen sollte, einige Säcke an der Sonne getrocknetes Fleisch und zwanzig bis dreißig lebende Hammel, die hinterdrein getrieben wurden, mitgenommen.

Sonst waren wir lediglich auf den Ertrag der Jagd angewiesen, die häufig auch sehr viel mehr Fleisch lieferte, als wir verzehren konnten, obgleich die Kaffern, wie überhaupt alle Wilde, einen riesigen Appetit besitzen, wenn sie die Mittel zu dessen Befriedigung haben, dafür aber auch Tage lang wieder fasten können. Die Hauptarten des Wildes, um die siebenzig bis achtzig Menschen und zwanzig bis dreißig Hunde, welche solchen Zug begleiteten, zu sättigen, waren Antilopen, Gnus und eine Art Steinböcke, der Felle wegen wurden häufig Löwen, Hyänen und andere Raubthiere geschossen — um die Zähne zu bekommen, Elephanten und Flußpferde. Die Pferde, Schafe und Zugochsen wurden des Nachts auf die Weide getrieben, daher oft unsere ganze Reise davon abhing, ob so viel Regen gefallen war, daß die Weide grünte und den Thieren Nahrung gab. War letzteres nicht der Fall, so mußten wir oft Wochen lang in den Flußthälern bleiben, in denen gewöhnlich so viel Feuchtigkeit im Boden herrschte, daß Gras für unsere Zug- und Reitthiere wuchs, zuletzt auch bisweilen die ganze Expedition aufgeben und schleunigst wieder den Rückweg anzutreten suchen, nachdem vielleicht die Hälfte aller

Zugochsen vor Hunger, Durst und Ermattung gefallen war.

Daß daher der Ertrag aller dieser weiteren Unternehmungen in das Gebiet der Kaffernstämme stets ein sehr zweifelhafter, von den verschiedensten Zufälligkeiten abhängiger und vorher gar nicht zu berechnender war, mußte man sich gefallen lassen. Glückte eine solche Expedition, so konnte man oft ganz ungemein große Summen dabei verdienen, denn man tauschte die Waaren, welche man haben wollte, von den entfernt wohnenden Kaffern gewöhnlich zu sehr wohlfeilen Preisen ein. Für ein großes, prächtiges Löwenfell habe ich oft nur einen eisernen Kessel oder zwei Beile gegeben, und für einen Elephantenzahn von vierzig bis fünfzig Pfund an Gewicht ein Stück grobes rothes Tuch, welches wir in der Capstadt um fünf bis sieben Gulden gekauft hatten. Auch Straußfedern waren oft sehr wohlfeil, und ich entsinne mich, daß ich die größten und schönsten Federn das Stück mit einem buntgedruckten Taschentuch von grober Leinwand bezahlte. Ebenso war das Vieh sehr billig bei den Kaffern; für einen guten Zugochsen bezahlte ich nie mehr als den Werth von fünf Gulden.

Das Leben auf solchen Expeditionen war eigenthümlich und, so lange es den Reiz der Neuheit für mich hatte, auch ganz interessant.

Des Morgens gegen sieben Uhr ward gewöhnlich aufgebrochen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Wagen fuhren nun so schnell wie möglich drei bis vier Stunden unausgesetzt fort, da das Vieh dann noch frisch und munter war.

Vor sieben Uhr konnten wir niemals aufbrechen, indem in Afrika des Nachts gewöhnlich ein starker Thau fällt und die Ochsen erst wieder durch die Sonnenstrahlen von diesem Thau getrocknet sein müssen, weil sie sich sonst sehr leicht an den Stellen, wo das hölzerne Joch aufliegt, durchscheuern würden. Während meine Wagen dahinfuhren, machten meine Begleiter auf ihren Pferden gewöhnlich kleine Jagdausflüge und kamen uns dann nachgeritten. Ich selbst durfte an diesen Ausflügen nicht so häufig theilnehmen, als ich dies wohl gewünscht hätte, da ich meine Wagen niemals ganz aus dem Gesicht verlieren mochte. Nur zu häufig kamen bei meinen Fuhrknechten und Treibern Streitigkeiten vor, oder die Kerle suchten auch zu stehlen und besonders die Branntweinfässer heimlich anzubohren, wenn

sie wußten, daß des Herrn Auge sie nicht unabläßig bewachte. Von elf bis drei Uhr, wo die Sonnenhitze zu heftig war, um eine anhaltende Bewegung im Freien zu gestatten, wurde gerastet. Konnten wir einige Bäume oder gar einen Fluß oder eine Quelle bekommen, um dort zu rasten, so war dies sehr erwünscht, wo nicht, mußten wir uns auch so zu helfen suchen. Die Thiere stellten sich dann im Kreise neben einander, und jedes suchte für seinen Kopf im Schatten des Nebenthieres gegen die glühenden Strahlen der Sonne wenigstens etwas sich zu bergen. Wir Europäer lagen dann unter den Wagen, um so einigen Schatten zu bekommen, während die Kaffern, die uns begleiteten, sich Gras oder Blätter über die Köpfe deckten, die übrigen Theile ihrer nackten Körper, die stets mit frischem Ochsenmist eingeschmiert waren, um dadurch das Aufspringen der Haut zu verhindern, aber der Sonne preisgaben. Gegessen wurde des Mittags, wegen der zu großen Hitze, fast nichts, höchstens daß Einer oder der Andere ein Stück gekochtes kaltes Fleisch, was er sich vom Frühstück aufbewahrt hatte, verzehrte. Konnten wir bei dieser Mittagsrast Wasser erhalten, um den Durst zu stillen, so waren Menschen wie Thiere sehr er-

freut darüber; war kein Wasser zu haben, und dies geschah nur zu häufig, so mußte man hoffen, wenigstens am Abend etwas zu finden. Leider kamen aber auch nur zu oft Fälle vor, wo wir am Abend auch kein Wasser fanden, oder die Quellen so ausgetrocknet waren, daß sie kaum einige Eimer einer warmen, schmutzigen Flüssigkeit, eben hinreichend, daß die Menschen ein paar Trinkbecher davon bekamen, enthielten; dann mußten die armen Thiere dursten und sich am Morgen den Thau gegenseitig ablecken, um nur die vertrockneten Zungen etwas zu kühlen. An drei Tage habe ich wiederholt ohne Wasser zubringen müssen, und die Qualen des Durstes wurden dann sehr groß. Ochsen und Pferde kann man im äußersten Nothfall drei Tage gebrauchen, ohne sie zu tränken, obgleich die armen Thiere dann zuletzt so matt werden, daß sie sich nur eben fortzuschleppen vermögen und kaum zwanzig Ochsen einen nur mäßig beladenen Wagen langsam fortzuziehen im Stande sind. Länger wie drei Tage kann ein Ochse nicht dursten, sondern fällt dann um und stirbt nach einigen Stunden unter großen Qualen. Durstige Ochsen und Pferde wittern das Wasser eines Flusses oft vier bis fünf Stunden weit, sind dann gar

nicht zu halten und rennen in rasender Eile der Gegend zu, wo das Flußbett liegt. Sie stürzen sich gleich in wilder Hast, mag das Flußufer auch noch so steil sein, mitsammt dem Wagen — der dabei leicht zu Grunde geht, in das Wasser hinein und sind unter einigen Stunden gar nicht wieder herauszubringen. Ochsen und Pferde, die zwei bis drei Tage gedurstet haben und dann plötzlich in ein mit Wasser angefülltes Flußbett gelangen können, saufen so unmäßig, daß sie gewöhnlich davon erkranken, ja leicht den Tod finden können.

Waren wir nun gegen sieben bis acht Uhr Abends gefahren, so wurde an einer dazu geeigneten Stelle, wobei die Nähe einer Quelle oder eines Flusses am meisten entschied, Halt gemacht, die Thiere getränkt und dann auf die Weide geschickt. Manche Ochsen und Pferde, die sich leicht verliefen, erhielten Fesseln an den Hinterfüßen, daß sie nicht so weit laufen konnten. Während Einige das Vieh weideten, holten Andere Holz oder auch Binsen oder Sträuche in großen Haufen herbei, um die Wachtfeuer damit die ganze Nacht zu unterhalten. Solche Feuer mußten drei bis vier in dem Umkreis unseres Lagers die ganze Nacht hellbrennend unterhalten werden,

weil alle Raubthiere sich vor dem Flammenschein fürchten und nicht in einen solchen Kreis einzudringen versuchen, um das Vieh anzufallen, was jedenfalls geschehen würde, wenn die Feuer nicht brennten. Ich entsinne mich gewiß sechs bis acht Fälle, daß Löwen in den Kreis unseres Lagers eingebrochen sind, um Ochsen anzufallen und fortzuschleppen, weil meine Treiber in ihrer gewöhnlichen Nachlässigkeit die stete Unterhaltung des Feuers versäumt hatten. Auf Menschen machten bei meinen Expeditionen die Löwen zweimal des Nachts Anfälle. Einmal trug ein großer Löwe einen fünfzehnjährigen Hottentottenjungen vom Feuer fort, das der Junge, der eingeschlafen war, hatte niederbrennen lassen, und verschmauste ihn in einem Dickicht kaum zweihundert Schritte von unserem Lagerplatz, wo wir am andern Morgen die blutigen Knochen fanden. Das andere Mal packte ein Löwe einen Kaffer und schleppte ihn an dreißig Schritte fort, ward dann aber von unseren Schüssen und einigen Feuerbränden, die wir ihm nachwarfen, verscheucht und ließ sein Opfer wieder fallen. Wir fanden den unglücklichen Menschen mit durchbissenen Schultern am Boden liegen, und er starb an diesen furchtbaren Wunden einige Stunden

darauf. Ein erwachsener männlicher Löwe kann einen Ochsen, ein Pferd oder einen Menschen mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit einige Hundert Schritte im Rachen fortschleppen, das habe ich wiederholt gesehen.

Wenn am Abend unsere Thiere einige Stunden geweidet hatten, wurden sie wieder näher in den Umkreis der Feuer gebracht und dort mit Lederriemen aneinander gekoppelt, um somit gegen den Angriff der Raubthiere geschützter zu sein. Wir Menschen lagerten uns dann auch um verschiedene Feuer, und zwar die Söhne der holländischen Boers und ich um das eine, die Kaffern um ein anderes, und meine Fuhrleute und Treiber von der Mischlingsrace um ein drittes Feuer. Nun begann das Abendessen, dem wir Alle stets mit dem besten Appetit zusprachen. Leider bestand solches fast stets nur aus gebratenem Fleisch, ohne Gemüse, ja gewöhnlich auch ohne Brod. Zwar führte ich wo möglich etwas Maismehl und auch wohl Hirse im Wagen mit, allein es geschah dies doch nur in so geringer Menge, daß kleine warme Maisbrote als eine besondere Delicatesse galten. Mitunter gab es auch eßbare Früchte und Beeren, oder ich erhielt von den Kaffern auch eine Art

Bohnen; allein gebratenes Wildpret bildete doch eigentlich meine Mittags-, Abends- und Frühstücksmahlzeit, so daß ich zuletzt fast einen förmlichen Widerwillen gegen dies stete Fleischessen empfand. Meine Leute bekamen fast nichts Anderes zu essen, als immer nur Fleisch und wieder Fleisch; dies freilich gewöhnlich so viel sie nur wollten. Hatten unsere Jäger nicht Wild genug erlegt, um alle unsere Bratfeuer damit zu versehen, so wurde ein Hammel geschlachtet und dann gleich in einer Mahlzeit verzehrt. Oft mußten wir auch einen Ochsen schlachten, weil er lahm oder sonst marode geworden war, und dann aßen die Kaffern wohl die ganze Nacht hindurch, so daß ihre Leiber förmlich anschwollen.

Gegen zehn Uhr Abends begaben wir uns zur Ruhe, doch mußte stets einer der jungen Boers oder ich die Aufsicht über die Treiber und Kaffern, welche abwechselnd die Nachtwache hatten, um die Feuer zu unterhalten, führen. Mein Nachtlager bestand in einer dicken Wollendecke, in welche ich mich einigemal einwickelte und mich dann unter einen Wagen legte, während mein Sattel das Kopfkissen bildete. Ich hatte mich zuletzt so an das Schlafen im Freien gewöhnt,

daß ich es gar nicht mehr in einem Zimmer aushalten konnte, und so habe ich in den letzten vier Jahren meines Aufenthaltes in Afrika gewiß nicht dreißig Nächte in einem Bette und Zimmer, sondern immer in meiner Decke unter dem Wagen geschlafen. So kann der Mensch sich an Alles gewöhnen.

Wie der Tag angebrochen war und die Raubthiere sich mehr entfernten, wurden die Ochsen und Pferde von den Lederriemen abgelöst und auf die Weide getrieben, so daß sie noch zwei Stunden grasen konnten, ehe sie getränkt wurden, wenn nämlich Wasser zu bekommen war, worauf, wie schon angeführt, unser Zug sich wieder in Bewegung setzte. Unser Frühstück bestand gewöhnlich in gebratenem Fleisch und einem Becher voll heißem schwarzen Kaffee, ohne Zucker und Milch. Meine Leute erhielten jeden Morgen ein ganz kleines Glas Branntwein.

Solch ein Leben führte ich nun während der vollen vier Jahre, in denen ich meinen Handel an den äußersten Grenzen der Colonie am Cap der guten Hoffnung oder im Kafferlande trieb, ohne die mindeste Unterbrechung. Es hatte zwar manchen Reiz, allein die Hitze und der Durst, den ich nur zu häufig ertragen mußte, dann auch

die stete Sorge und Aufmerksamkeit um mein Eigenthum griffen mich zuletzt doch hart an. Meiner Lieblingsneigung zum Zeichnen mußte ich gänzlich entsagen, da ich keine Zeit dazu hatte; ebenso konnte ich mich um die Naturgeschichte nur wenig bekümmern, denn der Handel nahm alle meine Kräfte vollständig in Anspruch. Was man einmal ist, muß man auch ganz sein, war mein Wahlspruch, und da ich mir als ein armer Mensch durch meine Handelsthätigkeit Vermögen und Unabhängigkeit erwerben wollte, so dünkte mir jede Stunde verloren zu sein, die ich nicht hierzu verwandte.

Bei meinen vielseitigen Umherstreifereien hatte ich Gelegenheit, manche Felle seltener wilder Thiere, die sich zum Ausstopfen eigneten, Vogelbälge, Schmetterlinge, Schlangen 2c. zu erlangen. Ich sah darauf, so viel als möglich solche Raritäten zu bekommen, die mein Compagnon dann mit nach der Capstadt nahm und dort zu guten Preisen an einen Händler, der sie nach Europa sandte, verkaufte. Auch Anzüge, Waffen 2c. der verschiedenen Kaffernstämme, mit denen ich in Berührung kam, ebenso der Buschmänner und Hottentotten, kaufte ich mitunter, um sie mit Vortheil wieder zu verkaufen.

Da der Handel meine Hauptbeschäftigung bildete und ich meine beladenen Wagen keine Stunde verlassen durfte, wenn ich mich vor Diebstahl sichern wollte, so konnte ich die Jagd auch nur gelegentlich betreiben; doch habe ich sieben bis acht erwachsene Löwen, einige Dutzend Hyänen, vier Elephanten, zwei Giraffen, das andere Wildpret ungezählt, erlegt. Wenn es der Zufall mit sich brachte, so kaufte ich auch wilde Thiere, um solche dann wieder in der Capstadt verkaufen zu lassen. So habe ich einst zwei große Löwen, die von den Kaffern in Gruben lebendig gefangen waren, in weiten Käfigen mit auf dem Wagen gehabt, um sie in der Capstadt zu verkaufen. Auch andere Thiere, so z. B. eine große schöne Giraffe, ein junges Nashorn, eine große Boa Constrictor und verschiedene Schlangen und Affen, kaufte ich mitunter und lieferte sie in unser Depot an meinen Compagnon ab, der sie alsdann in der Capstadt verkaufte.

Solch ein Transport lebender wilder Thiere aus dem Innern des Landes erfordert aber ungeheure Mühe und Aufmerksamkeit, und der größere Theil geht dabei zu Grunde. Gelang es aber, so ein Thier gesund nach der Capstadt zu

bringen, so verdiente man freilich viel Geld dabei. So entsinne ich mich, daß mich die beiden großen Löwen kaum 150 Gulden kosteten und wir solche wieder für 1800 Gulden verkauften. Auch bei der Giraffe hatten wir großen pecuniären Vortheil.

Bei der Löwenjagd bin ich zweimal in Lebensgefahr gewesen. Das erste Mal ging ich, von einem Kaffer begleitet, ziemlich sorglos an einem Gebüsche vorbei. Wir glaubten, daß ein großer Löwe, dessen Spuren wir im Sande schon früher bemerkt hatten, sich in ein entfernteres Gehölz geflüchtet habe, und so ließen wir Beide unvorsichtiger Weise die sonst gebräuchlichen Vorsichtsmaßregeln außer Acht. Ich trug eine große schwere Büchse im Arm, hatte aber den Hahn nicht gespannt und auch noch nicht nachgesehen, ob frisches Pulver auf der Pfanne sei, während der Kaffer sein Gewehr ebenfalls noch nicht in Ordnung gebracht hatte. Plötzlich sprang ein ungemein großer männlicher Löwe mit ungeheurem Satze aus dem Gebüsche hervor und gerade auf den Kaffer zu, der vielleicht fünf Schritte von mir entfernt sein mochte. Mit seinen breiten Tatzen den Menschen auf die Schultern hauen, daß er wie vom Blitze getroffen zusam-

menstürzte, ihn dann in seinen Rachen nehmen und mit der Leichtigkeit und Schnelligkeit, wie etwa ein gut dressirter Hühnerhund ein kleines vom Jäger geschossenes Häschen apportirt, in das Gebüsch schleppen, war das Werk eines Augenblicks. Die ganze Erscheinung ging so schnell vorüber, daß ich, beim ersten Schreck unwillkürlich einige Schritte zurückprallend, dann nicht mehr die Zeit hatte, meine Büchse zum Schusse bereit zu machen, als der Löwe mit seinem unglücklichen Opfer schon wieder in dem dichten, stacheligen Mimosengebüsch verschwunden war. Der Kaffer mußte übrigens durch den ersten kräftigen Schlag mit der Tatze sogleich betäubt gewesen sein, denn ich hörte keinen Laut mehr von ihm. Ich versuchte zwar mit gespanntem Hahne der Spur des Löwen in dem dichten Gebüsch zu folgen, allein es wollte mir nicht gelingen. Durch mein Jagdhorn, das aus dem Horne eines Ochsen gemacht war, wie solches alle Colonisten, die sich auf die Jagd begeben, an einem Lederriemen um den Hals tragen, und dessen dumpfe Töne sehr weit bringen, rief ich nun noch einige junge Boers, die meine Begleiter auf dieser Jagdpartie waren, mit ihren Hunden herbei. Wir hetzten nun acht bis zehn der=

selben in das Gebüsch hinein, allein sie kehrten, trotzdem sie sehr erpicht auf die Spur des Löwen sind, bald unverrichteter Sache wieder zurück, da das Raubthier sich in dem Dickicht, das sich stundenlang erstreckte, schon zu weit entfernt haben mochte. Zur Jagd auf Löwen und andere Raubthiere brauchten die Colonisten an den Grenzen der Ansiedlungen zwei Arten von Jagdhunden. Eine Art, die zum Aufspüren der Fährten und Verfolgen der Spur angeschossener Thiere jeder Art dient, besteht aus kleinen, gelbbraunen Schweißhunden. Diese Thiere sind ungemein klug, und ein wirklich guter Schweißhund vermag die Fährte eines bestimmten Wildes aus hundert anderen Fährten herauszufinden und unabläßig zu verfolgen. Wegen ihrer Klugheit sind solche Schweißhunde auch sehr theuer, und ich habe gesehen, daß ein derartiges Thier, das sich schon einen Ruf erworben hatte, mit achtzig und hundert Gulden, ja selbst noch darüber, von einfachen Boers bezahlt wurde. Zum Anpacken der Löwen und Hyänen und zum Bewachen der Heerden werden große, starke Bullenbeißer oder englische Doggen benutzt. Diese Thiere sind äußerst muthig und greifen ohne Weiteres jedes Raubthier an, daher auf einer großen Jagd oft

Dutzende derselben verwundet oder getödtet werden. Auf manchen Ansiedelungen, deren Besitzer sich besonders der Jagd widmen, werden gegen dreißig bis vierzig von diesen großen bösen Hunden gehalten, für welche dann ein eigener Zwinger aus hohen Baumstämmen erbaut ist. Zum Hetzen der Strauße bedient man sich einer eigenen Race großer Windhunde. Um den Strauß zu Pferde zu hetzen, gehören mindestens drei bis vier sehr gut berittene Jäger, jeder mit guten Hunden versehen, da ein Strauß schneller wie ein Pferd läuft und die Hetze einige Stunden aushalten kann, bevor er ermüdet zu Boden sinkt, wo er dann mit einer starken Hetzpeitsche, an welcher sich vorn eine Bleikugel befindet, auf den Kopf geschlagen wird. Die Kaffern fangen die meisten Löwen und anderen Raubthiere, sowie Elephanten und Strauße, in großen Fallgruben, nach welchen sie die Thiere hintreiben.

Wenige Monate vor meiner Abreise aus Afrika befand ich mich das zweite Mal auf der Löwenjagd in großer Lebensgefahr. Wir hatten einen sehr ansehnlichen Löwen mit Hunden und Klappern aus seinem Lager im Dickicht aufgescheucht, und das Thier kam nun in rasenden Sätzen gerade auf die Stelle zu, wo ich als

Posten stand. Da ich schon durch mehrfache derartige Jagden an den Anblick solcher Raubthiere gewöhnt war, so verlor ich keinen Augenblick mein ruhiges Blut, sondern ließ den Löwen bis auf dreißig bis vierzig Schritte herankommen, zielte dann kaltblütig auf die Stirn, gerade zwischen die beiden Augen, und drückte meine vielerprobte Büchse ab. Obgleich ich sonst als ein guter Schütze schon bekannt war, so hatte ich diesmal doch mein Ziel etwas verfehlt und statt der Stirn die eine Vordertatze oben im Ansatz getroffen. Einen Augenblick stürzte der Löwe von der Gewalt des Schusses getroffen vorn zusammen, erhob sich aber sogleich wieder und kam nun, ein furchtbares Gebrüll des Schmerzes und der Wuth ausstoßend, in mächtigen Sätzen auf mich zugestürzt. Jetzt konnte nur die größte Besonnenheit mich retten, oder ich war verloren. Dies erkannte ich sogleich. Zum Laden meiner Büchse fehlte mir die Zeit, und so faßte ich sie denn mit beiden Händen am Laufe, um sie als Schlagkeule zu benutzen. Wohl acht bis zehn Schritte von mir entfernt kauerte der Löwe sich zum letzten Sprung zusammen, wie dies in solchen Fällen die Gewohnheit dieser Thiere ist. Sein Anblick war in diesem Augen-

blick fürchterlich, die großen Augen glühten vor Schmerz und Wuth wie ein paar feurige Kohlen, der ungeheure Rachen war weit geöffnet, und weißer Geifer floß in Menge daraus, während die scharfen Zähne so recht deutlich hervorstanden. Dabei stieß das Thier ein erneutes Geheul des Schmerzes und Zornes aus. Wahrlich, niemals habe ich diesen furchtbar-schönen Anblick wieder vergessen können. Ich befahl in diesem Augenblick der höchsten Gefahr meine Seele Gott dem Herrn, und packte dann meine Waffe zum kräftigen Schlag. Zwar setzte der Löwe zum letzten Sprung auf mich an, allein seine verwundete Vordertatze, die schlaff herunterhing, hatte ihn gehindert, mit voller Kraft und Sicherheit zu springen, und er fiel ungefähr zwei Schritte von mir wieder auf die Erde. Diese Secunde benutzte ich und führte mit beiden Händen einen Hieb mit dem schweren Kolben meiner Büchse nach seiner Stirn. Der Schlag hatte gut getroffen und war so kräftig geführt worden, daß der Kolben der starken Büchse kurz hinter dem Laufe abbrach. Zwar war der Löwe, von diesem Schlage für den Augenblick betäubt, etwas zurückgetaumelt, allein er suchte sich alsbald wieder aufzuraffen und einen neuen Angriff gegen mich

zu unternehmen. Glücklicher Weise kamen aber jetzt meine fünf bis sechs großen Packhunde, die das Gebrüll des Löwen gehört hatten, angestürzt und fielen ihren alten Erbfeind mit heftiger Wuth von allen Seiten an. Ich zog nun schnell mein zwei Fuß langes, scharfes Jagdmesser, und während das halbbetäubte und seiner einen Tatze nicht mächtige Raubthier noch mit den Hunden herumkämpfte, ging ich vorsichtig an seine Seite und stieß das Messer so kräftig durch sein Herz, daß es augenblicklich todt zurückfiel. Bei diesem Kampfe war dem einen Hunde der Kopf von dem Rachen des kämpfenden Löwen förmlich abgebissen worden, zwei andere aber hatten bedeutende Wunden erhalten. So hatte Gottes Gnade mich denn auch diesmal wieder aus einer großen Lebensgefahr gerettet, und auf's Neue konnte ich seine Barmherzigkeit aus voller Seele preisen.

Auf einer Elephantenjagd kam ich ebenfalls einmal in die größte Gefahr, denn ein schon angeschossener Elephant verfolgte mich mit solcher Wuth, daß ich mich nur durch das schnelle Erklettern einer Palme vor ihm retten konnte. Zwar versuchte das wüthende Thier nun den Baum mit aller Gewalt umzureißen, allein glücklicher

Weise war dessen Stamm zu dick und die Wurzeln zu fest in der Erde verwachsen, so daß es nicht gelang. So kräftig stieß aber der Elephant mit der Stirn gegen die Palme, daß diese sich mitunter bog. Glücklicher Weise kamen bald einige Boers von der Jagdgesellschaft mir zur Hülfe und tödteten das Thier durch einige sichere Schüsse aus den schweren, langen Büchsen, die besonders zur Elephantenjagd gebraucht werden.

In weitere persönliche Gefahr bin ich selbst auf allen meinen vielen Jagden im südlichen Afrika nicht gekommen, sonst war ich aber noch wiederholt Augenzeuge, daß Jäger, sowohl Boers wie Kaffern, dabei verunglückten. Letztere besonders leiden sehr durch die Anfälle der Raubthiere, die gar oft in die Kraals dringen und sich die Kinder selbst aus den Hütten holen.

4.

Antrag meines Compagnons, Afrika zu verlassen und gemeinsam mit ihm zwei große Plantagen seines Bruders in Surinam zu pachten. Annahme dieses Antrages. Reise von der Capstadt nach der Insel Madeira und von dort nach Surinam. Vortheilhafter Weinhandel. Die holländischen Plantagen in Surinam. Mein Aufenthalt auf der weit entlegenen Plantage Freedensborg. Leben daselbst. Ein Besuch bei den Marons oder Buschnegern. Rückkehr meines Compagnons nach Europa. Ich übernehme die Plantage Amalienbosch. Meine Verheirathung mit der Tochter eines reichen holländischen Plantagenbesitzers. Ferneres Leben in Surinam. Reise nach Westindien. Schiffbruch.

Gerade acht Jahre war ich nun schon in Afrika gewesen, von denen ich drei Jahre im Fort Oranien an der Goldküste, ein Jahr an den Grenzen der Capcolonie, vier aber in den äußersten Ansiedelungen und im Lande der Kaffern verlebt hatte, da machte mir mein Compagnon, als ich wieder mit ihm in unserem gemeinsamen Depot

zusammentraf, einen ganz überraschenden Antrag. Ein älterer Bruder von ihm war schon seit Decennien durch eine Heirath Besitzer großer Plantagen in Surinam gewesen, und hatte jetzt den Entschluß gefaßt, sich mit seinen wohlerworbenen Reichthümern nach Brüssel zurückzuziehen, um dort sein Leben auf eine angenehmere Weise zu genießen, als dies wohl nach seinem Geschmacke in Surinam möglich sein konnte. Zu diesem Zwecke hatte er jetzt seinem Bruder hier geschrieben und ihm den Antrag gemacht, ob er die Plantagen für einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis in Pacht nehmen wolle. Dieser, dem das beschwerliche und gefährliche Leben eines Händlers in der Capcolonie schon längst mißfallen hatte, obgleich er für seine Person den besten Theil davon, den Ein- und Verkauf der Waaren in der Capstadt selbst und die Leitung des Transportes bis zu unserem Depot, besorgte, war sogleich entschlossen, auf dieses Anerbieten einzugehen. Er machte mir nun den Vorschlag, ihn nach Surinam zu begleiten und sein Compagnon bei der Pachtung und Bewirthschaftung dieser beiden Plantagen zu werden. Ich muß gestehen, daß mir dieser Antrag zwar überraschend kam, aber sonst nicht mißfiel. Verließ mein Compagnon

jetzt die Capcolonie, um nach Surinam zu gehen, so konnte ich allein unser Handelsgeschäft nicht in der bisherigen Weise fortsetzen; dies sah ich sogleich ein. Es gehörten zwei Personen dazu; denn wenn ich selbst alle Waaren, die ich gebrauchte, in der Capstadt einkaufen und meine erhandelten Producte auch dort wieder verkaufen, die Stadt also wiederholt jährlich besuchen sollte, so versäumte ich die Hälfte der Zeit, und bei dem ganzen Handel kam dann nicht allzu viel Gewinn mehr heraus. Ob ich aber leicht einen so thätigen und besonders auch rechtlichen Compagnon, der mir in jeder Hinsicht so gut zusagte, als mein bisheriger Geschäftsfreund dies that, finden würde, war eine andere Frage. Auch ward ich zuletzt doch dieses beständigen Umherziehens in den entferntesten Theilen der Colonie und zwischen den Kaffernstämmen schon ziemlich überdrüssig. Es war nicht allein ein ungemein beschwerliches, sondern selbst gefährliches Geschäft, bei dem man jeden Tag sein Eigenthum, ja selbst sein Leben einbüßen konnte. Wie manche Stunde bei Tage und noch mehr bei Nacht hatte ich, bis an die Zähne bewaffnet, auf meinem Wagen gesessen, jede Minute darauf gefaßt, mich gegen räuberische Anfälle auf das äußerste vertheidi-

gen zu müssen. Auf der andern Seite gewährte die Pachtung der Plantagen in Surinam nicht allein ein ungleich ruhigeres und sichereres Leben, sondern schien auch, wenigstens nach den Briefen, die mein Compagnon empfangen hatte, großen Gewinn zu versprechen. Eine ganze Nacht gingen mir alle diese Gedanken im Kopfe herum, dann aber war ich fest entschlossen, den Antrag meines Compagnons anzunehmen, mit ihm die Capcolonie zu verlassen und nach Surinam zu ziehen. Er schien sichtbar erfreut zu sein, als ich nun durch einen Handschlag seinen Antrag annahm.

Unsere Waarenvorräthe im Depot, bestehend in so und so viel Kisten mit Eisengeräth aller Art, Flinten, verschiedenen Manufacturwaaren, Fässern mit Pulver und Branntwein, verkauften wir an den alten Boer, auf dessen Ansiedelung wir unser Depot gehabt hatten. Sein zweiter Sohn, der mich zuletzt schon auf einigen Reisen begleitet hatte, wollte jetzt diesen Hausirhandel mit den Kaffernstämmen allein fortsetzen, und konnte somit diese Waaren gut gebrauchen. Auch drei Lastwagen, vierzig bis fünfzig Zugochsen und einige Packpferde verkauften wir an ihn, und traten dann unsere Rückfahrt nach der Cap=

stadt mit drei schwerbeladenen Lastwagen, die viel Elfenbein, Wachs, an dreißig Löwenhäute, einen lebendigen Löwen, ein halbes Dutzend Affen, eine große Boa Constrictor, ein Zebra und noch einige seltene Thiere der Wildniß enthielten, an. Wir erreichten auch die Stadt glücklich, verkauften unsere Ladung zu guten Preisen und löſten dann unser Geschäft gänzlich auf, wobei, wie ich schon früher anführte, mein Reingewinn etwas über 11,000 holländische Gulden betrug. So hatte ich mir während eines fast neunjährigen Aufenthaltes in Afrika nun schon an 13,000 Gulden verdient, freilich unter fast beständigen Unruhen und Gefahren.

Es war nicht leicht, eine Schiffsgelegenheit von der Capstadt nach Surinam zu finden, wenn wir nicht etwa die Ueberfahrt auf einem vollbeladenen Sclavenschiffe machen wollten. Dies wünschten wir aber zu vermeiden, denn die Reise auf einem mit Negersclaven angefüllten Schiffe ist wahrlich im höchsten Grade unangenehm, das wußte ich noch von meiner früheren Fahrt auf der „Beurs van Amsterdam“ an der Goldküste nur zu gut. Mein Compagnon, der noch Geschäfte in Holland hatte, schiffte sich daher jetzt auf einem Kauffahrer, welcher von der Capstadt nach Rot=

terdam segelte, ein, um von dort aus direct nach Surinam zu gehen. Ich selbst blieb noch einige Monate in der Capstadt, um dort die gänzliche Auflösung aller unserer Angelegenheiten zu besorgen. Das Leben in einer Stadt kam mir nach dem langen Aufenthalt in der Wildniß anfänglich ungemein eigenthümlich vor, und es dauerte fast einige Wochen, bevor ich mich nur darein finden konnte, in einem Zimmer und gar in einem Bette zu schlafen, so sehr hatte ich mich daran gewöhnt, unter Gottes freiem Himmel, in meine Wolldecke gewickelt, meine Nächte zu verbringen. Als alle meine Geschäfte beendet waren, benutzte ich eine gute Gelegenheit und fuhr mit einem Hamburger Handelsschiffe bis nach der Insel Madeira, wo ich mich aussetzen ließ. Hier erwartete mich schon ein Brief meines Compagnons aus Amsterdam, der mir auftrug, für unsere gemeinsame Rechnung für 10,000 Gulden Madeira-Wein zu kaufen und in einem holländischen Schiffe, welches in einigen Wochen nach der erwähnten Insel kommen würde und theilweise schon Ladung nach Surinam am Bord hätte, dahin zu verladen. Das Geschäft nahm einige Monate in Anspruch, die ich größtentheils in angenehmen Verhältnissen auf der Insel Madeira verlebte.

Ich schiffte mich nun selbst auf der kleinen holländischen Brigg, welche unsere Weinfässer trug, nach Surinam ein, und langte auch dort nach einer sehr stürmischen Fahrt, die uns fast den Untergang gebracht hätte, glücklich an. Mein Compagnon, der rasche Seereisen gehabt und sich in Holland nur einige Wochen aufgehalten hatte, denn er konnte das dortige Klima nicht mehr vertragen, erwartete mich schon bei meiner Landung. Wir verkauften nun unsere Pipen mit dem köstlichen Madeirawein so bald als möglich, und hatten das Glück, bei diesem Geschäft nahe an 3000 Gulden zu verdienen.

Die Aussichten mit der Pachtung der Plantagen in Surinam gestalteten sich jedoch leider nicht so günstig, wie ich das wohl in Afrika geglaubt hatte. Zwar waren die beiden Plantagen ungemein groß, und auch der Pachtpreis von 17,000 Gulden jährlich, den wir dafür zahlen sollten, war eigentlich nur ein sehr mäßiger zu nennen, dagegen ließ die Lage der einen Plantage, auf der ich meinen Wohnsitz nehmen sollte, ziemlich viel zu wünschen übrig. Sie lag nämlich an der äußersten Grenze der Colonie, wo schon der Urwald anfing. Zwar war für den Absatz unserer Producte eine Wasserverbindung vor=

handen, allein sonst brachte das Leben auf einer so abgelegenen Plantage doch viele Unbequemlichkeiten aller Art mit sich. Dazu kam, daß ein Theil des Urwaldes, der noch zu der Plantage gehörte, schon an das Gebiet der Marons oder Buschneger, wie die entlaufenen Negersclaven und deren Nachkommenschaft in Surinam genannt werden, grenzte.

Diese Buschneger waren aber eine eben so gefährliche wie unbequeme Nachbarschaft, deren Nähe den Werth der Plantage nicht wenig verringerte. Nach vielen Kämpfen und dem vergeblichen Versuch, diese Maronsneger gänzlich auszurotten, was aber niemals gelingen wollte, da sie sich bei der Verfolgung stets in die für europäische Truppen vollständig undurchdringlichen Urwälder zurückzogen, hatte das Gouvernement der Colonie Surinam eine Art Contract mit ihnen abgeschlossen. Sie empfingen alljährlich eine bestimmte Anzahl von europäischen Eisenwaaren, Gewehre und etwas Pulver, mußten sich dagegen verpflichten, alle Negersclaven, die fernerhin noch entlaufen würden, wieder auszuliefern und sich aller räuberischen Ueberfälle der einzelnen Plantagen, die an ihrer Grenze lagen, gänzlich zu enthalten. Um diesen Vertrag besser über-

wachen zu können, lebte ein holländischer Agent mitten unter diesen Marons- oder Buschnegern, wie auch von ihnen mehrere Geißeln gestellt waren. Die eigentlichen Raubanfälle hatten zwar aufgehört, an einzelnen Diebstählen, besonders von Vieh, und heimlichem Verbergen entlaufener Negersclaven ließen es diese Marons trotzdem nicht fehlen, und bildeten somit überhaupt eine große Plage für alle Plantagen, welche in der Nachbarschaft ihrer Wohnsitze lagen.

Hätte ich gewußt, daß mein künftiger Wohnsitz so gänzlich einsam und von jeglichem Verkehr abgeschnitten liegen würde, so würde ich in der Capcolonie doch noch unschlüssig gewesen sein, auf den Antrag, hieher überzusiedeln, einzugehen. Nun war ich aber einmal in Surinam und mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. So übernahm denn mein Compagnon und ich von dem Bevollmächtigten des Besitzers, der inzwischen schon nach Europa zurückgekehrt war, die beiden Plantagen mit dem gesammten Inventarium vorläufig auf eine Pachtperiode von zehn Jahren. Die eine Plantage, die mein Compagnon bewohnen sollte, und die ungefähr vier Stunden von der andern entfernt lag, zahlte 10,000 Gulden jährliche Pacht und ward mit hundertachtzig Neger-

sclaven jeglichen Alters und Geschlechts, die mit zum Inventarium gerechnet wurden, bewirthschaftet. Diese Plantage besaß nur bebauten, trefflichen Boden und war im besten Stande, daher die Pachtsumme eine verhältnißmäßig geringe war. Die zweite Plantage, welche ich bewohnen mußte, und die nicht getrennt verpachtet werden sollte, daher mein Compagnon mir das gemeinsame Geschäft vorgeschlagen hatte, besaß zwar weit über die doppelte Bodenfläche, doch war noch viel unausgerodeter Waldboden dabei. Es wurden von dieser Plantage 7000 Gulden Pacht bezahlt und ungefähr hundertzwanzig Negersclaven gehalten. Für den Gebrauch aller dieser Neger mußten wir übrigens noch eine gewisse Summe bezahlen und außerdem solche nach zehn Jahren vollständig, wie sie bei der Uebernahme waren, wieder abliefern; durften auch keine Neger verkaufen, mußten jedoch alljährlich fünf Procent neue Sclaven anschaffen. Es war hierbei eine bestimmte Taxe festgesetzt. So mußten wir Beide zusammen jährlich an 24,000 Gulden herauswirthschaften, um die Summe für die Pacht und die sonstigen Ausgaben zu bekommen. Bei nur einigermaßen guten Ernten konnte man dies auch reichlich, denn ich entsinne mich, daß

die eine Plantage einmal allein von verkauftem Kaffee eine Jahreseinnahme von etwas über 30,000 holländischen Gulden einbrachte. Die Plantage, die ich anfänglich bewirthschaftete, brachte für Kaffee zwar durchschnittlich nur jährlich 3—4000 Gulden ein, doch verkaufte ich alljährlich für 5-6000 Gulden Luxus- und Färbeholz und für 3—5000 Gulden verschiedene Gewürze und Droguen, so daß die Pachtung ebenfalls eine ganz einträgliche war. Freilich mußte man auch das Risico ungünstiger Ernten tragen, und wir haben Jahre gehabt, in denen wir allein nichts verdienten, sondern sogar noch von unserem schon erworbenen Vermögen zusetzen mußten.

Außer den Negersclaven, an deren Behandlung ich ja schon von meinem früheren Aufenthalte im Fort Oranien gewöhnt war, hatte ich auf meiner Plantage noch drei Europäer im Dienst. Zwei von ihnen waren Sclavenaufseher oder „Driewer", wie sie heißen, und zwar war der eine ein geborener Holländer, der andere aber ein Schweizer, der früher schon als Unterofficier in der holländischen Armee gedient hatte. Der dritte Europäer war ein geborner Churhesse, ein Müller seines Handwerks, welcher der gro-

ßen Sägemühle, die zum Schneiden der kostbaren Hölzer auf der Plantage errichtet war, vorstand. Die Unteraufseher der Sclaven, deren ich vier bis fünf besaß, waren stets Neger, aber nur solche, die schon in der Colonie geboren waren. Sie zeigten sich stets am härtesten gegen ihre Mitsclaven, wie denn überhaupt jedem Neger das Gefühl des Mitleids gegen Menschen wie Thiere in der Regel völlig fremd ist. Zur Hausarbeit und zum Kochen wurden fünf bis sechs ledige Negerdirnen gehalten, denen eine alte Mulattin als Haushälterin mit ganz unerbittlicher Strenge vorstand, und ihre Karbatsche, die wie eine deutsche Fliegenklappe geformt war, stets so häufig auf die nackten Körpertheile der nur mit kurzem Hemd bekleideten Dirnen klatschen ließ, daß ich oft dazwischen treten mußte. So viel als möglich suchte ich übrigens stets auf meinen Plantagen das unnöthige Prügeln der Negersclaven zu verhindern und diese Menschen auch menschlich zu behandeln. Ganz ohne Schläge geht es aber nun einmal auf einer großen Plantage nicht ab, und es giebt nur zu viele Neger, die sogleich faul, widerspenstig und diebisch werden, wenn sie wissen, daß die Peitsche nicht unerbittlich jedes ihrer Vergehen bestraft.

Mein Leben auf dieser ganz einsam gelegenen Plantage war ein sehr thätiges. Die Beaufsichtigung meiner Wirthschaft nahm fast alle meine Zeit in Anspruch, zumal ich in den ersten Jahren doch noch in manchen Geschäften, welche auf einer großen derartigen Plantage vorkommen, gänzlich fremd mich fühlte und Vieles von meinem ersten Aufseher, dem alten Holländer, der schon über vierzig Jahre in Surinam lebte, lernen mußte. Bequemer als mein Hausirgeschäft am Cap der guten Hoffnung war mein jetziges Leben jedoch unbedingt. Ich besaß doch zwei eigene, wenn auch nur höchst einfach eingerichtete Zimmer und konnte fast alle Nächte ruhig in meinem eigenen Bette schlafen. Auch war meine jetzige Thätigkeit ungleich regelmäßiger und hing lange nicht so viel vom Zufall ab, als dies früher der Fall gewesen war. Deshalb behagte mir bald das Leben hier auf der Plantage ungleich besser als das in Afrika. Allmählich und als ich mich erst mehr in die Geschäfte eingearbeitet hatte und dadurch ziemlich viel freie Zeit für mich gewann, suchte ich mir auch verschiedene Bücher zu verschaffen und somit meinen geistigen Bildungsstand, der freilich sehr zurückgeblieben war, zu verbessern. Namentlich na-

turwissenschaftliche Werke schaffte ich mir viel an und benutzte die einsamen Abendstunden, um meine naturhistorischen Kenntnisse möglichst zu erweitern. Da eine Hauptthätigkeit der Negersclaven darin bestand, in dem großen Walde, den ich besaß, werthvolle Bäume zu fällen, die dann auf meiner Sägemühle in Blöcke und Bretter geschnitten und nun in großen offenen Flachbooten auf dem kleinen Fluße nach dem Seehafen geschafft und dort nach Europa verladen wurden, so mußte ich viel in den Wäldern anwesend sein. Diese Zeit benutzte ich denn auch zugleich, um meine Jagdpassion zu befriedigen und das Studium der Naturgeschichte praktisch zu betreiben. Ich führte stets eine geladene Doppelflinte bei mir und schoß Affen, seltene Vögel und andere Thiere. Von wilden Raubthieren kommen mitunter Jaguare und dann eine Art von kleinen silbergrauen Löwen, Pumas genannt, die freilich an Größe, Stärke und Wildheit keinen Vergleich mit den großen südafrikanischen Löwen aushalten können, vor. In dem Flusse waren viele Alligatoren. So legte ich mir denn wiederholt große Sammlungen von allen seltenen Vögeln, Säugethieren, Käfern und Schmetterlingen, die nur im Innern von Surinam vorkommen, an

und erwarb mir allmählich im Laufe der Jahre die umfassendsten Kenntnisse von der gesammten Thier- und später auch Pflanzenwelt des Landes. In der ersten Zeit, als ich noch darauf sehen mußte, mir ein Vermögen zu erwerben, trieb ich auch mit allen diesen von mir gesammelten Naturalien einen ausgedehnten Handel und verkaufte sie an Schiffscapitäne, die sie dann mit nach Europa nahmen. Auch mit lebendigen wilden Thieren aller Art handelte ich anfänglich und kaufte solche von den Maronsnegern, die sie in Fallen fingen, um sie dann in großen Käfigen, die aus Bambusrohr geflochten wurden, auf den Flachbooten nach dem Seehafen zu schaffen und dort wieder zu verkaufen. So suchte ich auf jegliche erlaubte Weise mir Geld zu verdienen und ein unabhängiges Vermögen zu erwerben.

Nach der Hafenstadt kam ich alljährlich zweimal, verkaufte dort meine Producte, bezahlte meine Pacht an den Bevollmächtigten des Plantagenbesitzers, kaufte mir die verschiedenen Bedürfnisse, welche ich für die nächsten Monate gebrauchte, wieder ein und legte meine Ersparnisse in sicheren Papieren an. In dem ersten Jahre, wo ich doch noch manches Lehrgeld geben mußte,

hatte ich gar keinen Ueberschuß, allein im zweiten Jahre konnte ich doch schon eine verdiente Summe von ungefähr sechzehnhundert Gulden zurücklegen, und so durfte ich denn mit Recht hoffen, allmählich, und wenn mich keine ganz besonderen Unglücksfälle träfen, ein ganz wohlhabender Mann zu werden.

Die Entlegenheit meiner Pflanzung brachte es mit sich, daß ich wiederholt mit den Marons oder Buschnegern in nähere Berührung kam. Anfänglich wurde ich häufig durch ihre Diebstähle belästigt, und besonders Geflügel, Schweine und Feldfrüchte kamen mir fort, ohne daß ich weiter etwas dagegen thun konnte. Als mir jedoch einmal im zweiten Jahre meiner Anwesenheit auf dieser Plantage Freedensborg zwei werthvolle Reitpferde, die ich erst kürzlich gekauft hatte, von der Weide gestohlen wurden, faßte ich kurz den Entschluß, der Sache ein kräftiges Ende zu machen, wenn dies irgendwie in meiner Macht stände. So nahm ich denn zwei alte bewährte Hausneger zu Begleitern mit, und wohl bewaffnet setzten wir uns Alle drei zu Pferde, um die Spur der gestohlenen Thiere zu verfolgen. Ich hatte meinem ersten Aufseher, dem alten Holländer, meinen festen Entschluß mit-

getheilt, wo möglich bis in das erste Dorf der Buschneger zu reiten, um dort zu versuchen, meine Pferde wiederzubekommen. Zwar bestrebte der Alte sich, mir diesen Plan auf alle Weise auszureden, und stellte mir die vielen Fährlichkeiten vor, die es für mich haben dürfte, wenn ich diese Wilden in ihren Schlupfwinkeln selbst aufsuchen wollte; allein alle seine Warnungen vermochten nicht, meinen Plan nur im allermindesten zu erschüttern. Hatte ich mich doch in Afrika wiederholt unter die wildesten Kaffernstämme gewagt, so konnte ich es jetzt in Surinam auch versuchen, den Maronnegern einmal einen Besuch abzustatten. Wußte ich doch aus vielfacher Erfahrung, daß keine Gefahr, wenn man sie nur in der Nähe aufsucht und ihr dann unverzagt in das Gesicht sieht, wirklich so groß ist, als dies aus der Entfernung scheint.

Der eine von den Negern, die ich bei mir hatte, war früher schon einmal in der Ansiedelung der Buschneger gewesen und wußte daher wenigstens einigermaßen die Richtung, in welcher solche lag. So ritten wir denn unermüdet den ersten Tag in einem kleinen, fast ausgetrockneten Flußbette fort, in welchem mit den Pferden noch einigermaßen fortzukommen war. Am Abend zündeten

wir ein Feuer an, schütteten unseren sehr ermüdeten Thieren die Futterbeutel von dem mitgenommenen Mais voll, und koppelten sie dann fest, daß sie nicht fortlaufen konnten. Ich hatte am Tage ein großes Armadil oder Gürtelthier geschossen, dessen zartes weißes Fleisch, wenn man den anfänglichen Widerwillen gegen das eidechsenartige Aussehen des Thieres erst überwunden hat, einen vortrefflichen Braten abgiebt. So verzehrten wir denn unser Armadil bis auf den letzten Knochen, denn ein Neger wird niemals das Mindeste von seiner Mahlzeit übrig lassen, und ich schlief nachher, eingewickelt in eine alte, vielerprobte Wollendecke, die mir am Cap der guten Hoffnung schon so manchen guten Dienst geleistet hatte, den Schlaf des Gerechten. Es war mir wirklich ein recht eigenthümliches Gefühl, einmal wieder am Feuer unter Gottes freiem Himmel schlafen zu können, wie ich dies früher in Afrika so viele Hundert Nächte gethan hatte. Am andern Morgen brachen wir sehr zeitig auf, da wir noch einen langen und sehr beschwerlichen Weg durch eine große Sumpfniederung zu machen hatten, wenn wir die Ansiedelung der Buschneger um die Mittagsstunde erreichen wollten. Der Weg wurde jetzt theil-

weise äußerst beschwerlich, ja selbst gefährlich. Nur ein sehr schmaler, kaum dem geübten Auge eines Negers erkenntlicher Pfad führte über zwei Stunden lang durch den Sumpf, und wir hatten viele Noth, mit unseren Pferden, die wir am Zügel nach uns zogen, hindurchzukommen. Oft mußten die Thiere von Bülten zu Bülten springen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Pferd eines Negers, welches einmal zu kurz gesprungen war, im Moraste ertrunken. Jetzt erst erkannte ich so recht, welche Schwierigkeiten, ja mitunter sogar Unmöglichkeiten europäische Truppen überstehen mußten, wenn seine wirklich die Absicht hatten, diese Buschneger bis in ihre entlegenen Schlupfwinkel zu verfolgen, wie dies in früheren Jahren wiederholt schon versucht worden war. Als wir diesen Sumpf glücklich passirt hatten, kamen wir wieder auf festeren Waldboden und konnten etwas schneller reiten. Plötzlich, nach ungefähr einer Stunde, lichtete sich dieser Urwald, und wir sahen ein schönes, offenes, von bewaldeten Bergen eingeschlossenes Thal vor uns liegen. Am hintersten Ende dieses Thales lagen einige Dutzend Negerhütten in den Feldern zerstreut, aus denen Rauch aufstieg; es war dies die Ansiedelung der wilden Neger, welche

ich besuchen wollte. Mit dem sehr scharfen Auge, welches alle Neger besitzen, hatte man uns schon aus der Ferne erkannt, und plötzlich kamen an zehn bis zwölf wild aussehende Kerle auf mich zu gestürzt. Bis auf einen kleinen Schurz um die Hüften waren diese Neger gänzlich nackt. Als Waffe führten sie lange Wurfspeere, manche auch einen großen Bogen, und in einem auf der Schulter hängenden Köcher ein Bündel Pfeile. Die Erscheinung eines Weißen in ihrer Ansiedlung schien bei allen die größte Aufregung hervorzubringen, denn sie umringten mich mit lautem Geschrei, ja ein Kerl war gar so frech, meinem Pferde in die Zügel fallen zu wollen, stand jedoch sogleich davon ab, als er sah, daß ich nach meiner schweren Peitsche griff, um ihn mit derselben über den Arm zu hauen. Da ich der Negersprache vollkommen mächtig war, so wandte ich mich an den Aeltesten dieser Buschneger, sagte ihm, daß ich der Besitzer der Plantage Freedensborg sei, wegen mir gestohlener Pferde hieherkäme, und verlangte nach dem Häuptling des Dorfes geführt zu werden. Jedes Dorf dieser Buschneger steht unter dem Befehl eines selbstgewählten Häuptlings, wozu gewöhnlich der älteste und verständigste Mann genommen wird,

der dann eine ziemlich unumschränkte Macht ausüben soll. Es kamen nun immer mehr Neger, Männer, Weiber, Kinder, Alles bunt durcheinander, von den verschiedensten Seiten angelaufen und umringten mich mit lautem Geschrei, so daß ich bald von mindestens zweihundert solcher Gestalten umgeben war. Bis auf das kleine Schurzfell um die Hüfte waren auch die Weiber ganz nackt, wie auch ihre langen, dichten Haare ungeordnet umherhingen, so daß besonders die Aelteren wie die Hexen aussahen. Die Hütten des Dorfes waren aus Rohr und Baumzweigen gebaut und sahen äußerst ärmlich und schmutzig aus. Es liefen zwar Schweine und Federvieh in und um die Hütten umher, doch schien der Viehstand nicht groß zu sein. Auch die mit Mais, Yamswurzeln und Kürbissen bebauten Felder zeigten trotz des ganz vortrefflichen Bodens ein sehr vernachlässigtes Aussehen. Es war gar nicht zu vergleichen, wie viel besser und reinlicher die Negerwohnungen nicht allein auf meiner Plantage, sondern auch auf allen ordentlich bewirthschafteten holländischen Plantagen aussahen, wie ungleich zahlreicheres und besser gepflegtes Hausvieh unsere Neger besaßen, und wie sorgfältig ihre kleinen Gärten und Felder

bestellt waren, kurz, wie ihr materieller Zustand in jeder Hinsicht weit zufriedenstellender als der der Buschneger erschien. Meine stets gemachte Erfahrung, daß der Neger nur durch Zwang zur Arbeitsamkeit und Ordnung angehalten werden kann, und sobald er sich selbst überlassen bleibt, sehr bald in Faulheit und Liederlichkeit zurücksinkt, fand ich auch hier bestätigt. Auch sahen die Leute schlechter genährt aus als die auf den Plantagen arbeitenden Neger, und zeigten bei Weitem nicht die kräftigen, muskulösen Gestalten dieser.

Der Häuptling des Dorfes, ein schon sehr bejahrter Neger, dessen schneeweißes, wie eine riesige Bürste straff in die Höhe stehendes Haar von seinem grauschwarzen, furchenreichen Gesicht eigenthümlich abstach, empfing mich mit einem gewissen Anstand. Ich mußte in seine Hütte, die zwar bedeutend größer war, aber nicht minder schmutzig und unordentlich als alle anderen aussah, eintreten, und nachdem er einen Haufen neugierig herumlungernder nackter Weiber und Kinder, die, wie er mir sagte, alle zu seiner Familie gehörten, ohne weitere Umstände mit derben Hieben hinausgejagt hatte, nahmen wir auf

einem auf Holzblöcken ausgebreiteten Jaguarfell Platz, und unsere Unterhandlungen begannen.

Mit dem Anschein großer Entrüstung und einer Menge von Betheuerungen suchte der Häuptling zu leugnen, daß der Diebstahl meiner beiden Pferde von Leuten seines Dorfes begangen sei, obgleich ich durch mehrere Anzeichen in meiner Vermuthung bestärkt wurde. Ich ließ mich nun nicht auf eine weitere Untersuchung darüber ein, sondern sagte dem Alten nur, daß ich dreißig Ellen rothen Fries und zehn Pfund Pulver gern hergeben wolle, wenn mir die gestohlenen Pferde innerhalb dreier Tage in gutem Zustande wieder auf meine Plantage gebracht würden. Er schmunzelte zu diesem verlockenden Anerbieten ganz vergnüglich und versprach sein Möglichstes zu thun, mir die Pferde wieder zu verschaffen. Und richtig, schon am zweiten Tage nach meiner Rückkehr brachte mir ein stämmiger Buschneger, der älteste Sohn des alten Häuptlings, meine beiden gestohlenen Thiere wieder vor die Thür und erhielt die versprochene Belohnung, und als Botenlohn außerdem noch einige Pfund Rolltabak.

Um nun dieser steten kleinen Dieberei von Seiten der Buschneger überhaupt ein- für allemal überhoben zu sein, sagte ich dem Alten, ich wolle

ihm für jedes Jahr, in welchem mir auf meiner Plantage von fremden Negern nichts gestohlen sei, fünfzig Pfund Rolltabak, sechs Schweine und fünfundzwanzig Pfund Pulver geben. Er ging auf diesen Handel auch bereitwillig ein, und es wurde mir in den drei Jahren, die ich noch auf Freedensborg wohnte, nicht mehr das Mindeste von den Buschnegern entwendet. So konnte ich also schon mit meinem Ausfluge in die Niederlassung meiner Nachbarn vollkommen zufrieden sein.

Nach geschlossenem Vertrag ward ich von dem alten Häuptling zu einem Mahle eingeladen, das aus gebratenen Schweinen, Hühnern und als Hauptstück auch aus einem gebratenen Affen, der in seiner ganzen Gestalt an den Spieß gesteckt war, bestand. Zwar war die Zubereitung der Speisen äußerst schmutzig und widerlich, allein durch meine bisherige Lebensweise hatte ich mich schon längst daran gewöhnen müssen, keinen Ekel mehr zu empfinden, und da ich sehr hungrig war, so aß ich mit gutem Appetit. Ein Nachtlager in den schmutzigen Hütten der Buschneger schlug ich jedoch aus und ritt am Abend noch ein Stück in den Wald hinein, bivouakirte

wieder im Freien und kam am zweiten Tage wieder wohlbehalten auf meiner Plantage an.

Später bin ich noch einmal in einem andern Dorfe der Buschneger gewesen, um im Auftrage mehrerer Plantagenbesitzer mit verschiedenen Häuptlingen wegen Abstellung der kleinen Diebereien zu unterhandeln. Auch diesmal fand ich meine frühere Ueberzeugung, daß unsere Negersclaven auf den Plantagen in jeder Hinsicht ein weit besseres Leben führen als alle freien Neger, auf's Neue bestätigt.

Mein Umgang auf meiner einsam gelegenen Plantage war ein sehr geringer, und es konnten Wochen vergehen, bevor ich nur einen Europäer, außer meinen eigenen Aufsehern, zu Gesicht bekam. Ungefähr alle sechs bis acht Wochen ritt ich einmal auf einen Tag nach der Plantage, die mein Compagnon in Pacht hatte, und welche ich durch einen angestrengten Ritt von vier bis fünf Stunden durch den Urwald erreichen konnte.

Auf dieser Plantage war ein sehr hübsches Wohnhaus, ein schöner Park, kurz, Alles sah ungleich vornehmer und eleganter als bei mir aus, wo die Wildniß überall nur zu sehr sichtbar war. Diese Plantage hatte viel Nachbarschaft;

es lagen mehrere andere Ansiedelungen, die von wohlhabenden holländischen Plantagenbesitzern bewohnt wurden, in dem Umkreise von einigen Meilen. So war denn ein ziemlich reges, geselliges Leben daselbst, und mein Compagnon, der überhaupt einen sehr lebenslustigen Sinn besaß, vergnügte sich vortrefflich. Bei dieser Gelegenheit hatte er denn auch die achtundzwanzigjährige hübsche Wittwe eines vor zwei Jahren verstorbenen sehr wohlhabenden Plantagenbesitzers kennen gelernt, sich in sie verliebt und nach einigen Monaten geheirathet. Zwei Jahre lebte das junge Ehepaar noch auf der Plantage, dann wurde die Frau des ferneren Lebens in Surinam überdrüssig, und mein Compagnon wünschte ebenfalls nach Brüssel zurückzukehren. Er schlug mir nun vor, auch seinen Contract, der noch auf sechs Jahre lautete, mit zu übernehmen und beide Pflanzungen allein auf meine eigene Rechnung zu pachten. Da ich jetzt hinreichende Mittel dazu besaß und das Geschäft in jeder Hinsicht ein vortheilhaftes genannt werden konnte, so nahm ich diesen Antrag an. Mein Compagnon ging nach Europa zurück, und ich zog nach Amalienbosch, so hieß diese Plantage. Da mir die Bewirthschaftung von Freedensborg von hier aus

zu lästig wurde, so verpachtete ich solches um tausend Gulden jährlich höher, als ich selbst dafür Pacht geben mußte, an meinen bisherigen ersten Aufseher, den alten Holländer, der sich einen jungen Deutschen, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig, zum Compagnon nahm. Vier Jahre gerade hatte ich auf diesem so still und einsam in der Mitte prachtvoller Urwälder gelegenen Freedensborg gelebt, und der Abschied davon ging mir wirklich nahe, da ich auch manche von mir geschaffene Anlage dort zurückließ.

Da ich doch jetzt schon ein eigenes Vermögen von 26= bis 28,000 Gulden besaß und die Aussicht hatte, mit der Zeit ein recht wohlhabender Mann zu werden, wenn mich nicht ganz besondere Unglücksfälle trafen, so konnte ich mir hier in Amalienbosch schon mehr Lebensannehmlichkeiten gönnen und brauchte mich nicht so überaus anzustrengen, als ich dies bisher stets gethan hatte. Ich besaß hier ein wirklich sehr elegantes und dabei gut möblirtes Haus, und wenn ich die schönen weiten Räume desselben durchschritt, so kam es mir wirklich fast unrecht vor, daß ich solche so allein bewohnen sollte. An meine Familie hatte ich schon zweimal aus der Capstadt geschrieben, allein (wie ich später erfuhr, waren beide

Briefe nicht angekommen) niemals eine Antwort erhalten, und so fühlte ich mich denn so recht einsam und alleinstehend in der Welt. Ich hatte nun gerade das Alter von dreißig Jahren erreicht, und dachte in meinem Sinn, daß es jetzt wohl die beste Zeit sei, mir eine Lebensgefährtin zu suchen, wenn ich überhaupt noch an das Heirathen denken wollte. Wo aber sollte ich eine solche finden? Nun, die Ehen sollen ja, wie unser gutes altes deutsches Sprichwort sagt, im Himmel geschlossen werden, und dies bewahrheitete sich auch so recht wieder bei mir.

Der Schwiegervater meines Compagnons, der jetzt nach Europa gegangen war, ein alter, sehr reicher Plantagenbesitzer, bewohnte eine Plantage, die ungefähr zwölf deutsche Meilen von der meinigen entfernt lag. Diese Entfernung war zu groß, um eine Nachbarschaft zu halten, und so hatte ich den alten Herrn, außer während der Hochzeitsfeierlichkeiten bei der Vermählung meines Freundes, denen ich natürlich auch beiwohnte, niemals gesehen. Nun wollte der alte Herr bei seinem jährlichen Besuche der Hauptstadt seinen Weg über Amalienbosch nehmen, und ich hatte ihn gebeten, mir dann einmal die Ehre seines Besuches zu schenken und sein erstes Nachtquar=

tier bei mir zu halten. Als ich ungefähr ein Jahr allein gewohnt haben mochte, erfreute mich der Herr van der Zuiden, so hieß er, denn auch durch seinen Besuch, blieb die Nacht bei mir und besah dabei die ganze Plantage, die ihm sehr gut gefiel, so daß er lachend meinte, daß ich bei dieser Pachtung ein vortreffliches Geschäft gemacht habe. Er kaufte mir bei dieser Gelegenheit auch noch ein junges, schönes Pferd ab, das ich in Freedensborg selbst aufgezogen und bisher als Reitpferd benutzt hatte, um solches mit vor seine Kalesche zu spannen. Zwar warnte ich ihn wiederholt, dies Thier, welches noch niemals gezogen hatte, sogleich vor seinen eigenen Wagen zu spannen, und bot ihm ein anderes zu leihen an, das er an die Stelle eines lahm gewordenen Vorderpferdes, welches er bei mir stehen hatte und auf der Heimreise mit zurücknehmen wollte, einspannen könne; allein mit der Hartnäckigkeit eines echten Holländers, der, wenn er seinen Kopf nun einmal auf etwas gesetzt hat, keinen guten Rath mehr annimmt, schenkte Herr van der Zuiden meiner Warnung kein Gehör. Er wollte gern in die Hauptstadt mit einem stattlichen Vierzug von Schimmeln einfahren, und das von mir gekaufte Reitpferd war freilich ein äußerst ele-

gantes Vorderpferd in diesem Zuge. Kaum hatte der alte Herr sich in den Wagen gesetzt und die Fahrt sollte beginnen, so ward das neue Pferd so wild und unbändig, daß es auch das übrige Gespann der sehr muthigen Rosse mit in Unordnung brachte. Der sonst geschickte Negerkutscher, der vom Sattel fuhr, konnte die Thiere zuletzt nicht mehr halten, sie gingen eine Strecke durch, der Wagen schlug, ungefähr fünfzig Schritte von meinem Hause entfernt, um, und der alte Herr ward so unglücklich herausgeschleudert, daß er den rechten Fuß brach. Das war freilich ein großes Unglück für ihn. Wir trugen ihn nun in mein Haus zurück, und der schnell herbeigeholte Arzt der nächsten Plantage erklärte, daß er mindestens sechs bis sieben Wochen ruhig in der Stube liegen bleiben müsse, bevor an einen Transport nach seiner eigenen Plantage nur zu denken sei. Auf den Wunsch des Herrn van der Zuiden schickte ich noch am Abend einen Neger zu Pferde nach seiner Plantage, um die Familie von diesem Unfall zu benachrichtigen und die unverheirathete Tochter, welche dort den Hausstand besorgte, einzuladen, auf so lange Zeit in mein Haus zu kommen und die Pflege und Gesellschaft ihres Vaters zu übernehmen. Schon am zweiten Tage

erschien Marie van der Zuiden, die den Weg des schnelleren Fortkommens wegen reitend zurückgelegt hatte, in meinem Hause. Der Eindruck, den sie auf mich machte, war sogleich ein derartiger, daß ich nur den heißen Wunsch hegte, sie möge die Gefährtin meines ferneren Erdenlebens werden. Und doch durfte ich, der eingewanderte Deutsche bürgerlicher Herkunft, der nur der Pächter einer Plantage war, kaum wagen, den Anspruch auf die Hand eines der reichsten und vornehmsten Mädchen in ganz Surinam zu erheben.

Die Heilung des alten Herrn verzögerte sich, und seine Tochter blieb über drei Monate auf meiner Plantage. Ich will es hier nicht ausführlicher niederschreiben, was Alles vorausging und welche Scenen sich noch ereigneten; kurz und gut, als Marie van der Zuiden mit ihrem Vater, dessen Bein zuletzt so ziemlich wieder geheilt war, obgleich er sich für immer einer Krücke bedienen mußte, abreiste, war sie meine verlobte Braut und ein halbes Jahr später meine liebe Frau.

Einige Kämpfe hatte es freilich gekostet, bis der Widerstand des alten Herrn van der Zuiden so weit besiegt war. Durch den Einzug einer Hausfrau gewann mein ganzes Hauswesen bald

ein völlig verändertes Ansehen. Bis jetzt hatte ich doch nur ein reines Junggesellenleben geführt, und das taugt auf einer großen Plantage in Surinam niemals viel. Meine Frau war eine vortreffliche Wirthin, und da sie auf einer Plantage geboren und erzogen war, so kannte sie die ganze Plantagenwirthschaft aus dem Grunde. So kam denn von jetzt an erst die wahre Behaglichkeit in mein Hauswesen, und als mir gerade ein Jahr nach meiner Hochzeit ein kräftiger Junge geboren wurde, dem dann noch zwei andere gesunde Kinder folgten, lernte ich das Glück der Häuslichkeit erst recht kennen und schätzen. Freilich mußte ich mich jetzt gehörig anstrengen, um das Geld, was mein neuer Hausstand kostete, auch zu verdienen. Mein Schwiegervater war zwar ein sehr reicher Mann, allein außer einer äußerst brillanten Aussteuer, die wohl an zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Gulden werth sein mochte, gab er bei seinen Lebzeiten seiner Tochter keinen Gulden, und ich war viel zu stolz, Geld von ihm zu fordern. Ich setzte meinen Ehrgeiz darein, sowohl ihm wie auch sonst allen diesen oft zum Uebermuth geneigten Holländern zu zeigen, daß ich die Kraft und das Geschick besitze, einen wohlhäbigen Haus-

stand auch aus meinen eigenen Mitteln zu erhalten. Es giebt nichts, was den Holländern größeren Respect einflößt, als wenn sie sehen, daß man ihrer in pecuniärer Hinsicht nicht bedarf, sondern es versteht, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Sie treten Einem dann sogleich ganz anders gegenüber, und wenn die reichen Holländer sonst leicht geneigt sind, einen Deutschen über die Achsel anzusehen und sich für ein höherstehendes Wesen zu halten, so erkennen sie in solchem Falle die deutsche Thatkraft und Rechtschaffenheit doch willig an.

Ich hatte es durch eine umsichtige Bewirthschaftung dahin gebracht, daß die von mir gepachtete Plantage Amalienbosch durchschnittlich jährlich einen Ueberschuß von fünftausend Gulden eintrug, und da ich von Freedensborg auch noch eine Jahreseinnahme von tausend Gulden hatte, so belief sich meine Revenue jährlich auf sechstausend Gulden. An Ersparnisse war freilich jetzt nicht mehr zu denken, denn seit ich eine vornehme Frau besaß und mit allen angesehenen Familien der Colonie in socialem Verkehr stand, brauchte ich ganz andere Summen als früher in meiner bescheidenen Junggesellenwirthschaft. Es herrscht ein großer Luxus in den Familien der

reichen holländischen Plantagenbesitzer Surinams, und ich habe Familien gekannt, die jährlich an zwanzigtausend Gulden außer den Rohproducten ihrer Plantagen, die doch immer sehr beträchtlich sind, verausgabten.

Da unweit Amalienbosch ausgedehnte Wiesen lagen, so widmete ich mich der Pferdezucht und verdiente später viel Geld damit. Dieselbe lag bisher in Surinam noch sehr danieder, und wenn auch die gemeinen kleinen Klepper ungewöhnlich wohlfeil waren, so kosteten die großen eleganten Pferde, wie solche die reichen Plantagenbesitzer zu ihren Postzügen brauchten, doch bedeutende Summen, da sie größtentheils aus anderen Ländern, ja mitunter sogar aus England eingeführt wurden. Ich verschaffte mir nun für schweres Geld einen englischen Zuchthengst und fünf bis sechs gute Mutterstuten, und zog nun selbst schöne Pferde; wenn ich auch in den ersten Jahren keinen Vortheil, sondern nur bedeutende Kosten hatte, so brachte mein kleines Gestüt doch alljährlich einen immer wachsenden Ueberschuß, der sich später in einzelnen Jahren auf fünf- bis achthundert Gulden jährlich schon gesteigert hat.

So lebte ich denn die ersten fünf Jahre

meiner Ehe sehr glücklich und zufrieden in Amalienbosch. Der Umstand, daß ich diese Plantage räumen mußte, da die zehn Jahre der Pachtzeit, für welche ich sie damals mit meinem Compagnon zusammen gepachtet hatte, abgelaufen waren, störte meine Behaglichkeit. Da Herr Bremont — so hieß der Besitzer — inzwischen in Brüssel gestorben war, so wollten dessen Erben sich nicht mehr auf die Verpachtung der beiden Plantagen Freedensborg und Amalienbosch einlassen, sondern setzten nach Ablauf des Pachtcontractes den öffentlichen Verkauf an. Zwar hätte ich Amalienbosch jetzt sehr gern selbst gekauft, allein da es auf nahe an 380,000 Gulden kam, so reichten meine Geldmittel natürlich dazu nicht aus. Freedensborg kam auf 200,000 Gulden zu stehen, und da diese Pflanzung für die Zukunft sehr viel versprach, auch, wenn erst gehörige Wege durch den Urwald gebahnt waren, gewiß noch den doppelten Werth haben konnte, so hätte ich sie sehr gern gekauft. Da aber fast gar kein Wohnhaus daselbst vorhanden und die Lage so abgelegen und einsam war, konnte ich es meiner Frau doch nicht zumuthen, mit mir in eine solche Wildniß zu ziehen, und unterließ deshalb den Kauf. Mein früherer Aufseher und späte-

rer Pächter, der alte Holländer, kaufte Freedensborg in Gemeinschaft mit zwei anderen Compagnons, und die Herren machten ein brillantes Geschäft damit, denn kürzlich ist diese Plantage von ihren Erben wieder für 500,000 Gulden verkauft worden.

Nach meinem Abzug von Amalienbosch kam ich wirklich einige Zeit in Verlegenheit, wohin ich mich wenden sollte. Mein Schwiegervater, der inzwischen vierundsiebenzig Jahre alt geworden war, bot mir zwar eine kleine Nebenplantage zum Pachten an, doch wollte ich mit dem alten, sehr eigensinnigen und geldstolzen Manne nicht gern in allzu engen geschäftlichen Verkehr treten. Ich fürchtete, das gute verwandtschaftliche Einvernehmen, in dem wir bisher gelebt hatten, könnte dadurch gestört werden, und meine liebe Gattin, welche ich in Allem um Rath fragte, billigte vollkommen meine Ansicht. So schlug ich denn dieses Anerbieten unter verschiedenen Vorwänden aus. Eine andere Plantage wollte ich jedoch jetzt auch nicht gern wieder pachten oder kaufen.

Nach dem Tode meines Schwiegervaters, der bei seinem hohen Alter doch nicht lange mehr ausbleiben konnte, erhielt meine Frau als Erb-

theil die große Plantage Boutenbosch, und wenn ich diese, die zwar ein sehr weit ausgedehntes und werthvolles Areal besaß, aber sich in Folge der eigensinnigen Laune des alten van der Zuiden in etwas verwildertem Zustande befand, recht in Cultur setzen wollte, so ward meine Zeit wie mein Geld vollauf dadurch in Anspruch genommen. Es war ein glücklicher Zufall, daß ein Bekannter von mir, der ein sehr hübsch eingerichtetes Landhaus besaß, jetzt mit seiner Familie auf einige Jahre nach Europa verreisen wollte, und mir Haus, Garten und auch so viele Wiesen, daß ich die acht bis zehn Pferde meines kleinen Gestütes darauf ernähren konnte, für jährlich tausend Gulden vermiethete. Ungefähr zehn bis zwölf Haussclaven besaß ich selbst noch, und so bezog ich denn mit meiner Familie das sehr hübsch am Meere gelegene Landhaus, um zu erwarten, was mir die Zukunft bringen würde.

Um aber die Hände müssig in den Schooß zu legen, war ich doch noch zu kräftig und besaß einen viel zu unternehmenden Geist. Auch hätte ich in diesem Fall von meinem bisher mühsam erworbenen Capital leben müssen, und dies wollte ich wo möglich doch vermeiden. So war es mir denn sehr erwünscht, daß gleich in den ersten

Monaten, in denen ich so als Rentier auf meinem Landhause lebte, mir von dem holländischen Gouverneur von Surinam der sehr ehrenvolle Antrag gemacht wurde, eine Reise nach den westindischen Inseln zu unternehmen, und dort die Art des Zuckerrohrbaues kennen zu lernen, um sie dann später vielleicht auch in Surinam einzuführen. Dieser Antrag zeigte, daß ich schon ein großes Vertrauen in meinem neuen Vaterland besaß, und so schwankte ich denn auch keinen Augenblick, ihn anzunehmen. Zwar schmerzte mich die sechs- bis achtmonatliche Abwesenheit von Weib und Kind, allein dies ließ sich doch nun einmal nicht vermeiden; denn immer ganz ungetrennt von ihren Familien leben zu können, dürfte nur wenigen thätigen Männern beschieden sein.

Meine Hinreise zuerst nach Kingston auf der Insel Jamaica, welche ich in einem englischen Handelsschiff unternahm, geschah ohne weitere Abenteuer. Auch in Jamaica selbst, wohin ich an mehrere reiche Pflanzer sehr warm empfohlen war, hatte ich einen ganz angenehmen Aufenthalt, und sah und lernte besonders im Anbau des Zuckerrohres und in der Erzeugung des Rums Manches, dessen Nachahmung, wie ich

glaubte, der Colonie Surinam nur von Nutzen sein könne. Was mir als langjährigem Bewohner holländischer Colonien in Afrika und Amerika — der ich mich dadurch selbst schon als einen Holländer betrachtete — ungemein mißfiel, war der Hochmuth und die rohe Beschränktheit, mit welcher die Engländer auf alles Fremde herabsahen. Was nicht englisch war, taugte in ihren Augen nicht sonderlich viel, und jeder Engländer glaubte, daß er weit mehr als die Angehörigen aller anderen Nationen zu bedeuten habe. Sehr anzuerkennen war hingegen die thätige Weise, mit welcher die Engländer in ihren westindischen Colonien wirthschafteten, und dann auch die humane Art, womit fast durchweg die Sclaven behandelt wurden. Nächst den Holländern sind die Engländer weitaus die besten Herren der Negersclaven, und auf ihren Plantagen geht Alles ordentlich zu.

Auf den in französischem Besitz befindlichen westindischen Inseln, und besonders auf Hayti, fand ich es in dieser Hinsicht schon ungleich schlechter. Es war eine äußerst liederliche und nachlässige Wirthschaft daselbst, die Pflanzungen boten fast durchweg ein klägliches Bild des Verfalles, und die meisten Besitzer derselben lebten

vergnügt in Paris und ließen ihre Plantagen von Intendanten bewirthschaften, die ihre Herren betrogen, die Sclaven oft schändlich schlecht behandelten und den Ackerboden auf eine unvernünftige Weise aussogen, um ihm nur einen augenblicklich reichen Gewinn abzuzwingen, unbekümmert darum, ob er dadurch für alle Zukunft verdorben werde. Ich habe niemals eine so verwahrloste Colonie gesehen, wie Hayti war, und die Ueberzeugung dort gewonnen, daß die Franzosen die schlechtesten Colonisten für eine tropische Colonie sind, welche es nur geben kann. Im Uebrigen waren die französischen Pflanzer, an welche ich empfohlen war, in ihrem geselligen Umgange die liebenswürdigsten und angenehmsten Wirthe, die man sich nur wünschen konnte. Namentlich ihre immerwährende Heiterkeit und die Sucht, stets zu sprechen, zu tanzen oder sich sonst zu vergnügen, war mir, der ich nun schon fast zwanzig Jahre unter den ernsten, schweigsamen, phlegmatischen Holländern gelebt hatte, eben so neu wie interessant. Um sich einige Wochen auf die angenehmste Weise zu vergnügen, bietet eine westindische Plantage, die von einer liebenswürdigen und halbwegs wohlhabenden französischen Familie bewohnt wird,

den prächtigsten Aufenthalt dar, den man sich nur wünschen darf; im Uebrigen freilich kann man daselbst eben nur lernen, wie man nicht wirthschaften soll.

Von Hayti segelte ich nach der Insel Cuba, unbedingt die werthvollste, durch eine seltene Trefflichkeit des Bodens am meisten begünstigte Insel unter den Antillen. Die Vegetation auf Cuba ist wirklich prachtvoll und Boden wie Klima vereinigen sich hier, um jede Pflanze, die man anbauen will, zu einem seltenen Grad der Vollkommenheit gedeihen zu lassen. Diesen außerordentlichen Vorzügen der Natur verdankt Cuba es auch wesentlich mit, daß es so gute Producte liefert, denn die spanischen Pflanzer sind, mit geringen Ausnahmen, höchst indolente, faule und jeder vernünftigen Neuerung abgeneigte Menschen. Dabei herrschte fast auf allen Plantagen, die ich auf der Insel Cuba besuchte, eine äußerst harte, ja mitunter selbst grausame Behandlung der Negersclaven, und es empörte mich wirklich oft, wenn ich es mit ansah, wie hartherzig ihre Herren mit diesen armen Kerlen umgingen. Da war es bei uns in Surinam und überhaupt auf allen holländischen und englischen Colonien hierin doch ungleich besser. Ueberhaupt habe ich

die Bemerkung gemacht, daß auf allen Plantagen, deren Besitzer Protestanten waren, die Neger im Allgemeinen besser behandelt wurden und die Wirthschaft eine ungleich ordentlichere und regelmäßigere war, als ich dies nur zu häufig bei katholischen Pflanzern, besonders von französischer und spanischer Herkunft, bemerkte. Es mochte dies wohl mit daher kommen, daß die Katholiken so viele unnütze Festtage haben, wo sie müssig umhergehen, während wir Protestanten im Allgemeinen fleißiger und thätiger sind und regelmäßiger arbeiten.*

Ungefähr sieben Monate mochte ich mich auf allen diesen verschiedenen westindischen Inseln aufgehalten haben, und hatte in der That Manches während dieser Reise gelernt, was, wie ich hoffte, auch auf unsere Verhältnisse in Surinam mit Nutzen angewandt werden konnte. Nach einer so langen Abwesenheit sehnte ich mich jedoch mehr als je nach Weib und Kindern zurück, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich wieder in mein friedliches Landhaus eintreten und die Meinigen umarmen durfte. So schiffte ich mich denn mit freudigem Herzen in Havanna auf einem Bremer Handelsschiff, welches nach Surinam segelte, ein, und hoffte dringend, in einigen Monaten

* Wohl noch zu wissen, daß die Romanen, sind Germanen die [illegible] [illegible].

wieder in der Heimath sein zu können. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt — dies sollte ich jetzt so recht auf's Neue erfahren.

Wir waren kaum drei Tage unter Segel, so erhob sich ein Orcan, wie ich solchen auf allen meinen Seereisen niemals so arg erlebt habe. Es war wirklich mitunter, als wolle das Meer sich in seinen Tiefen öffnen und unsere Brigg verschlingen. Drei Tage tobte dieser Sturm mit ungeschwächter Macht fort, und wir Alle glaubten, daß die nächste Stunde schon unsere letzte sein werde. Die Kaltblütigkeit und Zuverlässigkeit der wackern Norddeutschen, welche die Bemannung unseres Schiffes bildeten, ward jedoch keinen Augenblick geschwächt, und die hohe Tüchtigkeit, welche den deutschen Seeleuten einen so wohlverdienten Ruf auf allen Meeren der Erde erworben hat, bewies sich hierbei wieder so recht glänzend. Auch unser Schiffscapitän zeigte, wie ein wahrer Seemann sein muß, und er verleugnete seine Umsicht, Thatkraft und Tüchtigkeit auch keine Minute. Doch gegen der Elemente Kraft kämpfen wir Menschen gar oft nur vergeblich; dies zeigte sich auch jetzt wieder. Unsere Brigg hatte in dem furchtbaren Sturme einen Leck erhalten, der zu tief unter

dem Wasser saß, als daß er reparirt werden konnte. Obgleich wir Passagiere zuletzt mit an den Pumpen arbeiteten, daß uns das Blut fast aus den Händen lief, so füllte sich das Wasser doch immer mehr im Schiffsraum, und die Brigg sank tiefer und tiefer. So sahen wir denn unsern Untergang immer näher rücken. Es war ein feierlicher Moment, den ich niemals wieder vergessen habe noch werde, als der Capitän uns Alle am Morgen des vierten Tages, wo die Gewalt des Sturmes sich schon etwas gelegt hatte, auf dem Deck versammelte und erklärte, daß das Schiff innerhalb einer Stunde unrettbar sinken würde. Unsere einzige Rettung beruhe darauf, daß wir im Stande wären, uns in den zwei großen Booten, welche das Schiff besitze, nach einer der kleinen Antillen, die nicht weiter als hundertfünfzig englische Seemeilen entfernt liegen könnten, zu retten. Mit der größten Ordnung und Disciplin, welche selbst im heftigsten Sturm auf dem Schiffe keinen Augenblick unter der Mannschaft aufgehört hatte, vertheilte der Capitän nun die Matrosen auf die zwei Boote. Der erste Steuermann, ein sehr tüchtiger junger Bremer, erhielt das große Langboot zur Führung, und es kamen sechs Matrosen

und vier Passagiere, unter denen zwei spanische Officiere und ein Kaufmann sich befanden, hinein. Der Capitän übernahm die etwas kleinere Schaluppe zur Führung, welche vier Matrosen, einen Schiffsjungen, einen Kaufmann aus Jamaica, mich und meinen bewährten Hausneger Pompejus, den ich schon auf Freedensborg bei mir gehabt hatte, enthielt. Jedes Boot ward mit Compaß, Segeln, Wasser und Proviant auf acht Tage, denn mehr erlaubte der Raum nicht, und einem kleinen Fäßchen Rum, dann den werthvollsten Sachen der Matrosen und Passagiere beladen. Eine Sammlung von Zuckerpressen und Ackergeräthschaften, welche ich von Jamaica mitgenommen hatte, nebst zwanzig Kisten der feinsten Havanna-Cigarren, die zu Geschenken für meine Freunde in Surinam bestimmt waren, und auch verschiedene werthvolle Naturalien mußte ich natürlich zurücklassen, so leid mir dies auch that.

So stießen wir denn mit Gottes Hülfe von dem schon immer tiefer und tiefer sinkenden Schiffe ab. Es war dies wirklich ein trauriger Augenblick, und besonders unserem wackern Capitän schien es schwer um das Herz zu sein. Er war der Letzte, der das Schiff verließ, und sagte

mir beim Einsteigen in die Schaluppe: „Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr, wie es mir in das Herz schneidet, die alte wackere „Anna Marie" (so hieß die Brigg), die mich nun schon seit fünfzehn Jahren treu durch alle Meere der Welt getragen hat, jetzt verlassen zu müssen, die Ersparnisse manches schwer verlebten Jahres gehen in dieser Stunde verloren; und mein Wunsch, mich nun endlich an der Seite meiner alten Frau zur Ruhe setzen zu können, kann nun niemals erfüllt werden. Doch wie Gott will!"

Die See war noch sehr stürmisch, und die Fahrt in den kleinen, schwer beladenen Booten, die immer voll Wasser schlugen, so daß stets abwechselnd zwei von uns mit Ausschöpfen derselben beschäftigt sein mußten, war nicht ohne Gefahr. In der Nacht verloren wir das Langboot aus dem Gesicht, da der Wind es von uns abgetrieben hatte. Wie ich später vernahm, hat dasselbe niemals einen Hafen erreicht, sondern ist mit Allem, was darin war, ein Raub der Wellen geworden. Am zweiten Tage legte sich der Wind, und es trat, wie dies nach einem heftigen Sturm so häufig geschieht, nun auf einige Tage eine Windstille ein. Schutzlos der glühenden Sonne der Tropen preisgegeben, mußten wir bald

furchtbare Qualen leiden. Unser Wasservorrath ging zur Neige, und es war eine weise Vorsicht des Capitäns, daß er die Rationen bald auf die Hälfte und zuletzt auf ein Dritttheil herabsetzte, so daß Jeder des Morgens und Abends nur ungefähr ein kleines Glas Wasser zum Trinken erhielt. Es war ein Glück, daß wir häufig fliegende Fische fingen, die dann, in kleine Stücke zerschnitten, roh verzehrt wurden, so daß deren Blut uns den ausgedörrten Gaumen wieder etwas erfrischte. Der eine Matrose konnte diese Qualen des Hungers und Durstes und der geistigen Aufregung nicht länger ertragen, er wurde wahnsinnig und wollte zuerst meinen Neger Pompejus ermorden, um dessen Fleisch zu verzehren und mit dessen Blute seinen Durst zu stillen. Es entstand eine furchtbare Balgerei, während welcher das kleine Boot bald umgeschlagen wäre, bis wir den Tobenden endlich so weit überwältigt hatten, daß wir ihn fest an Händen und Füßen binden konnten, um zu verhindern, daß er weiteres Unheil anrichtete. Am nächsten Tage, wo er etwas ruhiger geworden zu sein schien, lockerten wir die Banden wieder. Diese Freiheit benutzte der Unglückliche und sprang mit einem lauten Gelächter, was mir stets unvergeßlich blei-

ben wird, in das Meer, wo er sogleich unterging und ertrank.

Zuletzt waren wir Alle so entkräftet, daß wir kaum noch die nöthigsten Arbeiten verrichten konnten. Nur mein treuer Pompejus, der sich bei dieser Gelegenheit so auszeichnete, daß ich ihm nach unserer Rückkehr nach Surinam sogleich die Freiheit schenkte und als freien Diener bei mir behielt, dauerte noch so ziemlich aus, wir Europäer waren alle fast dem Tode nahe. Durch Gottes Gnade gelang es dem Pompejus, in den letzten Tagen noch einen großen, über dreißig Pfund schweren Delphin mit einer Harpune zu tödten und in unser Boot hereinzuziehen. Mit dessen Fleisch fristeten wir uns wieder einige Tage das Leben, bis wir denn endlich zu unserer unbeschreiblichen Freude am Abend des einundzwanzigsten Tages, den wir im Boot verlebt hatten, Land schimmern sahen. Mit Aufbietung der letzten Kräfte griffen wir nun zu den Rudern, und so gelang es uns denn endlich in der Mitternachtsstunde, zu landen, wobei die Wellen der Brandung zuletzt noch unser leichtes Boot fast umgeworfen hätten. Mit einem unbeschreiblich frohen Gefühl des Dankes betrat mein Fuß jetzt zuerst den festen Boden wieder, und die Dank-

barkeit, womit wir uns Alle insgesammt auf die Kniee warfen, um unsern Gott für unsere jetzige Rettung zu preisen, kam gewiß aus der vollsten Tiefe unseres Herzens. Auf welcher Insel wir uns befanden, wußte Niemand, doch glaubte unser Schiffscapitän, daß es seiner Berechnung nach eine der kleinen Antillen sein müsse. Zu unserer großen Freude entdeckten wir nicht weit von dem Platze, wo wir gelandet waren, das Rauschen eines kleinen Baches, der in das Meer floß. Wir eilten auf ihn zu und stillten unsere durstigen Lippen mit kaum enden wollenden langen Zügen aus seinen klaren Fluthen. Nicht der köstlichste, in Eis gekühlte Champagner- oder Madeirawein hat mir jemals so gut gemundet, als jetzt dies klare Wasser auf dieser Insel. Mein Pompejus, der von uns Allen am wenigsten entkräftet war, hieb nun mit einem Beile einige Palmstämme ab und sammelte trockenes Reisig, und so gelang es uns denn endlich auch, ein hellprasselndes Feuer anzuzünden. Wir trockneten unsere von dem Schaume der Brandung durchnäßten Kleider und streckten uns dann Alle mit unendlichem Behagen auf das Gras nieder, um einen langen, langen Schlaf der äußersten Ermüdung zu thun. Als wir nun endlich gestärkt erwachten, stand die

Sonne schon hoch am Himmel. Mit frischen Kräften machten wir uns nun auf die Wanderung, um zu erforschen, auf welcher Insel wir denn eigentlich gelandet waren. Die Gegend, welche wir anfänglich durchwanderten, war bewaldet, aber sonst unbebaut, zeigte jedoch mannigfache Spuren, daß Menschen hier wohnen mußten. Nach ungefähr zweistündiger Wanderung sahen wir Rauch aufsteigen, eilten darauf zu und kamen bald in ein von Negersclaven bewohntes Dorf. Hier trafen wir auch einen weißen Negeraufseher, der uns sehr erstaunt ansah und uns dann sagte, daß wir uns auf der, im Besitz der Engländer befindlichen westindischen Insel Dominico befänden. Wir wurden nun auf die von einem Verwalter, einem geborenen Schottländer bewirthschaftete Plantage geführt und dort auf das gastlichste aufgenommen. Mehrere Tage vergingen jedoch, bis wir Alle unsere Kräfte wiedergewonnen und uns so weit erholt hatten, um unsere Reise wieder fortsetzen zu können. Da wir noch im Besitz aller unserer Papiere und Gelder waren, so hatten wir hinreichende Mittel, um ein leichtes Küstenfahrzeug zu miethen, welches uns von der Insel Dominico zuerst nach Barbadoes und dann nach der Insel Jamaica

führte. Hier schied ich mit wahrer Dankbarkeit von unserem wackern Bremer Schiffscapitän, der auf einem englischen Schiffe nach England und von dort nach seiner Heimath zurücksegelte. Ich selbst mußte auf der Insel Jamaica noch an sechs Wochen mich aufhalten, bis ich endlich eine Schiffsgelegenheit nach Britisch-Guiana fand und auch daselbst glücklich ankam. Von dort fuhr ich dann auf einem Küstenschiff nach Surinam zurück, und langte nach einer Abwesenheit von fast einem Jahre endlich wieder in dem Kreise meiner mich sehnsüchtig erwartenden Familie an. Es giebt doch nichts Köstlicheres, als so eine frohe Heimkehr nach langer Abwesenheit zu den Seinigen. Da ein Briefverkehr von den westindischen Inseln nach Surinam ein äußerst langsamer und oft von Zufälligkeiten bedingter war, so hatten die Meinigen schon seit einigen Monaten nichts mehr von mir gehört und waren deshalb in der äußersten Sorge gewesen; desto größer war natürlich jetzt die Freude, als ich so glücklich wieder heimkehrte.

War diese Reise auch beschwerlich für mich gewesen, so hatte ich doch das schöne Gefühl, daß ich Manches während derselben gelernt, wodurch ich vielleicht meinem neuen Vaterlande Surinam

einigen Nutzen bringen konnte. Ich reichte über Alles, was ich gesehen und gelernt hatte, eine Ausarbeitung bei dem Gouverneur ein und erhielt dafür ein öffentliches Belobungsschreiben, was mich sehr erfreute.

5.

Der Tod meines Schwiegervaters. Uebernahme der großen Plantage Boutenbosch. Mein Leben als reicher Plantagenbesitzer. Reise nach Europa. Freudiges Wiedersehen meines Bruders in Stargard. Schluß meines Tagebuches. — Meine Schwester Anna. Ihr Leben als Fürstin Gagarin. Der Aufenthalt in Moskau und die hohe Aristokratie daselbst. Aufenthalt auf den großen Herrschaften des Fürsten Gagarin. Glänzendes Leben der vornehmen russischen Edelleute. Die Leibeigenen. Der Aufenthalt in Petersburg. Der glänzende, aber frivole Hof der Kaiserin Katharina von Rußland. Ungünstiger Einfluß einer derartigen Lebensweise auf meine Schwester Anna. Ihre Trennung von ihrem Gemahl und gezwungene Abreise aus Rußland.

Ich war erst wenige Wochen wieder zurückgekehrt und arbeitete noch an meinem Reisememoire, als mein Schwiegervater, der alte Herr van der Zuiden im achtundsiebenzigsten Lebensjahre starb. Durch diesen Todesfall trat sogleich eine große Veränderung in meiner ganzen Lebens=

stellung ein. Meine Frau erhielt nun als Erbtheil die große Plantage Boutenbosch, und wir siedelten bald dahin über. Es war dies eine sehr weit ausgedehnte Besitzung, die freilich für den Augenblick noch etwas in Unordnung war, aus der man jedoch mit der Zeit sehr viel machen konnte.

So war denn von mir das Ziel erreicht worden, nach dem ich als armer Schiffsjunge, der mit einigen Stübern in der Tasche in einem fremden Lande umherirrte, fest gestrebt hatte; ich besaß ein bedeutendes Vermögen und konnte von nun an in vollständiger Unabhängigkeit leben. So änderte ich denn auch meine ganze Lebensweise bedeutend. Hatte ich bisher nur danach gestrebt, Geld zu verdienen, so trat dies von jetzt an doch sehr in den Hintergrund und bildete nicht mehr den Hauptzweck meiner Thätigkeit. Ich suchte zwar meine große Plantage, so gut als nur thunlich, in Ordnung zu bringen und so viele Einkünfte, wie dies bei tüchtiger Wirthschaft möglich war, daraus zu ziehen, denn dies hielt ich für meine Pflicht gegen meine Kinder, im Uebrigen aber versagte ich mir keinen erlaubten Genuß und lebte deshalb ganz so, wie es damals die Sitte den wohlhabenden Planta-

genbesitzern in Surinam gebot. Hatte meine Frau doch viele Verwandte und Jugendfreundinnen in allen diesen angesehenen Pflanzerfamilien, und würde es jetzt schmerzlich entbehrt haben, wenn sie nicht mit ihnen auf gleichem Fuße gelebt hätte. So ein Leben in Surinam ist aber theuer, und außer den vielen Landesproducten, welche meine eigene Plantage vollauf lieferte, brauchte ich jährlich an 12,000 Gulden zur Bestreitung meines Haushalts.

Jetzt, wo ich nicht mehr alle meine Zeit dem Gelderwerb zu opfern nöthig hatte, erwachte auch meine alte Neigung für die Naturgeschichte wieder mehr. Meine Geschicklichkeit im Zeichnen war leider durch die vielen Jahre, in denen ich keine Zeit gehabt, sie zu üben, fast gänzlich vorbei, und mit dieser fehlenden Fertigkeit hatte sich auch die Lust dazu verloren. So nahm ich denn nur selten noch den Bleistift oder gar den Pinsel zur Hand. Desto eifriger aber war mein Bestreben, die Naturgeschichte, besonders aller Thiere von Surinam, zu erforschen. Ich legte mir allmählich ganz großartige Sammlungen von Schmetterlingen, Käfern, Reptilien und ausgestopften Vögeln und Säugethieren an, und da ich ja jetzt nicht mehr nöthig hatte, einen Handel

mit solchen Sachen zu treiben, so verschenkte ich manche Doubletten an die europäischen Naturaliensammlungen oder tauschte mir andere Gegenstände für meine Sammlungen dafür ein. Eine fast noch größere Vorliebe, als für todte Thiere, hatte ich aber für lebende. So besaß ich zuletzt in Boutenbosch förmlich eine kleine Menagerie. Ich ließ mir auch mehrere werthvolle Hausthiere aus Europa kommen, und suchte solche womöglich in Surinam einzubürgern, und wenn diese Versuche auch häufig mißglückten, so hatte ich doch auch mitunter Erfolge davon, die mich ungemein erfreuten.

So lebte ich denn eine Reihe von Jahren glücklich und in voller Zufriedenheit auf meiner schönen Plantage, und da auch meine Kinder körperlich und geistig gediehen, so blieb mir fast nichts zu wünschen übrig. Wie oft habe ich meinem Schöpfer von ganzem Herzen gedankt, daß seine Gnade mich aus einem leichtsinnig aus der Lehre weggelaufenen Malerjungen zuletzt doch noch zu einem angesehenen Plantagenbesitzer in Surinam gemacht hatte. Der Tod der ältesten Schwester meiner Frau, die mit meinem früheren Compagnon nach Europa gegangen und dort kinderlos gestorben war, machte

es erwünscht, daß ich mich zur besseren Regulirung der Erbschaft persönlich nach Holland begab. Ich hielt dies meinen Kindern gegenüber für meine Pflicht, obgleich ich sonst gerade keine sonderliche Neigung für diese Reise besaß. Bei meinem herannahenden Alter scheute ich die Beschwerden der Ueberfahrt, und fürchtete auch, daß mein Körper nach einem fast fünfunddreißigjährigen Aufenthalte in den Tropen das Klima in Holland nicht gut mehr würde vertragen können.

Von meinem treuen Neger Pompejus, dessen Bedienung mir fast schon unentbehrlich geworden war, begleitet, trat ich die Reise nach Amsterdam an, und langte nach einer guten Ueberfahrt dort auch glücklich an. Auch meine Geschäfte in Holland ordneten sich schnell zu meiner großen Zufriedenheit. Da mein Fuß den europäischen Boden nun einmal betreten hatte, so erfaßte mich plötzlich die Sehnsucht, mein Vaterland Pommern und vor Allem die Stadt Colberg einmal wieder zu sehen. Wenn ich auch glauben mußte, daß meine Geschwister längst gestorben wären, da ich ja auf wiederholte Briefe keine Antwort von ihnen erhalten hatte, so wollte ich vor meinem Lebensende doch gern noch ein=

mal den heimathlichen Boden betreten. Wenn ich mich auch als Holländer fühlte, ja den Gebrauch der deutschen Sprache fast gänzlich vergessen hatte, so empfand ich doch in meinem Innern noch immer eine besondere Vorliebe für mein Vaterland Preußen, dessen großer König Friedrich damals nicht allein in Europa, sondern auch in allen anderen Welttheilen einen so hellstrahlenden Ruhm genoß. Wenn mir die holländischen Zeitungen in Surinam einen glänzenden Sieg des großen Königs im Siebenjährigen Kriege gemeldet hatten, so war dies stets ein besonderer Freudentag für mich gewesen, den ich möglichst zu feiern gesucht hatte. Auch war ich gegen alle Preußen und besonders gegen die Pommern, die ich in Afrika oder Surinam traf, vorzugsweise freundlich und suchte sie, so gut ich es vermochte, mit Rath und That zu unterstützen.

Obgleich die Fahrt mit Extrapost ziemlich rasch vorwärts ging, so freute ich mich doch nicht wenig, als ich Colberg erreicht hatte, denn das Klima in Holland und Norddeutschland wollte mir und meinem Pompejus gar nicht recht behagen, und trotz der Mäntel froren wir oft ganz erbärmlich. Ungemein groß war aber meine

Freude, als ich in Colberg erfuhr, daß mein zweiter Bruder noch lebe und als Lehrer beim Gymnasium in Stargard angestellt sei. Ich eilte nun so schnell als möglich dahin, fand meinen Bruder wohl, gesund und in geachteter Stellung, und erfreute mich einige Wochen an seinem glücklichen Familienleben und seinen frischen, blühenden Kindern.

Für immer hätte ich jedoch nicht mehr nach Europa gepaßt, das empfand ich bald. Nicht allein daß mir das Klima gar nicht mehr zusagte, sondern es waren mir auch die Verhältnisse daselbst zu beengt, und die Menschen wohnten mir zu nahe bei einander. So sehnte ich mich schließlich wieder nach Weib und Kind, die ich in meiner neuen Heimath zurückgelassen hatte, nach meiner großen, schönen Plantage mit ihren vierhundert Negern, und nach der ausgedehnten Thätigkeit eines wohlhabenden Plantagenbesitzers.

Ich nahm nun mit treuer Liebe von meinem Bruder und seiner Familie Abschied, fuhr wieder nach Amsterdam, mußte mich dort in Geschäften noch einige Wochen aufhalten, und segelte dann auf einer großen holländischen Fregatte nach Surinam zurück, wo ich denn auch nach schneller Ueberfahrt glücklich wieder anlangte. Es

war für mich ein unbeschreiblich schöner Tag, als ich wieder in Boutenbosch ankam und von meiner Familie empfangen wurde. Auch die lebhafte Freude, mit der meine Negersclaven, Groß und Klein, mich umringten, that mir wohl, denn sie zeigte mir, daß ich ihnen Allen ein gütiger Herr gewesen war, der bei aller Strenge — ohne welche eine große Plantage nun einmal nicht verwaltet werden kann — die Pflichten der Humanität niemals außer Acht gelassen hatte.

Da ich in Stargard erfahren, daß mein Bruder unsere alte Familienchronik mit Fleiß und Eifer fortsetzte, und mein ältester Neffe mich durch deren sauber gefertigte Abschrift ungemein erfreut hatte, so war es nach meiner Rückkehr nach Boutenbosch meine erste Arbeit, meine Tagebücher zu ordnen, zusammenzustellen und eine Abschrift davon nach Stargard zu senden, damit mein Bruder einen Auszug davon zu machen und dieser Chronik beizufügen im Stande sei. Sollten spätere Nachkommen unseres Geschlechts meine Schicksale in dieser Chronik lesen, so mögen sie daraus lernen, wie einer ihrer Vorfahren es mit Gottes Hülfe durch unermüdeten Fleiß und rege Thätigkeit ermöglichte, sich von einem armen Malerlehrling bis zu einem wohl-

habenden, angesehenen Plantagenbesitzer in Surinam emporzuarbeiten. Freilich viele, sehr viele schwere Stunden gehörten dazu, bis ich meine Absicht erreicht hatte, und wer nicht einen eisenfesten Körper und dazu eine unbeugsame Willensstärke besitzt, dem möchte ich das Leben, das ich geführt habe, gerade nicht unbedingt empfehlen.

Hier endete das Tagebuch meines jüngsten Bruders Theodor. Ich machte diesen Auszug daraus mit dem größten Interesse, und glaube, daß dessen Inhalt unserer alten Familienchronik zur Zierde gereichen wird.

Von meiner Schwester Anna kann ich leider keine gleich erfreulichen Mittheilungen hier beifügen, halte es jedoch für meine Pflicht, Alles, was ich aus ihren gelegentlichen Briefen an mich, und später, als sie uns einst in Stargard besuchte, aus ihren mündlichen Mittheilungen erfuhr, geordnet und in Zusammenhang gebracht, hier in dieser Chronik einzutragen. Besonders junge Mädchen aus unserer Familie, denen diese Schilderung vielleicht nach hundert Jahren in die Hände fallen könnte, dürften Manches, was auch für sie von Nutzen sein möchte, daraus er-

lernen. Das Erste ist die schon so oft gezeigte und doch so selten in ihrem vollen Umfange beherzigte Lehre, daß äußerer Glanz und hoher Rang wahrlich nicht allein genügen, um wahres Glück und ungetheilte innere Zufriedenheit zu erzielen. Nur zu oft wohnt im glänzenden Schloß mehr Unfriede und Unglück, als in dem bescheidenen Bürgerhause, und die Gewänder von Seide und Sammet verhüllen nur zu häufig Menschen, deren Herz mehr von innerem Schmerz zerrissen wird, als dies im einfachen Wollrock der Fall ist. Eine zweite Lehre, die besonders von allen jungen Mädchen beherzigt werden sollte, ist die, daß es gar nicht gut ist und nur in den allerseltensten Fällen zum wahren Glück führt, wenn ein Mädchen weit über ihren Stand hinaus heirathet und dann durch ihre Ehe in Kreise tritt, für die sie nun einmal weder geboren, noch erzogen ist, und sich somit Verhältnissen fügen soll, in denen man von frühester Jugend an gelebt haben muß, um sich frei und wohlgemuth in ihnen bewegen zu können. „Gleich und gleich gesellt sich am besten.“ Die Wahrheit dieses Spruches bewahrt sich zwar in allen Lebensverhältnissen, aber am häufigsten und auch schärfsten hervortretend zeigt sie sich doch bei der Schließung von Ehebündnissen.

So sollte eine einfache Bürgerstochter sich niemals gelüsten lassen, in vornehme Adelskreise hinein zu heirathen, denn sie wird dort doch nur mit scheelen Augen angesehen und nicht für voll geachtet werden. Am allerwenigsten sollte aber eine Deutsche es für ein Glück halten, wenn ein Sprößling der hohen russischen Aristokratie ihr seine Hand reicht. Es herrschen besonders in Rußland unter der äußerlich vornehmen und eleganten, innerlich aber oft nur zu rohen und barbarischen Aristokratie so frivole Ansichten, und es ist ein so lauer Begriff von Ehre, Rechtschaffenheit und Tugend daselbst vorhanden, wie wir dies glücklicher Weise in unseren norddeutschen Bürgerkreisen nicht kennen. So konnte und mußte auch meine arme Schwester nothgedrungen ein Opfer aller dieser ungesunden Verhältnisse werden, in welche sie durch ihre Heirath mit dem Fürsten Gagarin trat. Hätte sie einem braven Prediger, fleißigen Kaufmann oder Landmann, oder rechtlichen Beamten in unserem schönen Heimathslande Pommern ihre Hand gereicht, so wäre sie bei ihren vielen vortrefflichen Eigenschaften wahrscheinlich eine recht glückliche Frau geworden, statt daß sie nun als eine russische Fürstin leider eine nur zu unglückliche geworden

ist. Von einer großen Verschuldung hierbei sind übrigens meine selige Mutter und meine Schwester selbst leider auch nicht ganz frei zu sprechen. Meine Mutter fehlte zuerst darin, daß sie gestattete, ja selbst es begünstigte, daß ihre Tochter in der von Wedel'schen Familie erzogen wurde, sich dort allerlei modische Alluren aneignete und einen vornehmeren Ton lernte, als solcher für eine arme Landpastoren-Tochter passend war. Wozu sollte dies französische Parliren und das Clavecimbelspielen und Menuettanzen wohl viel nützen, da solche unnütze Fertigkeiten nur für reiche und vornehme Fräulein, welche auf andere Weise ihre Zeit nicht hinzubringen wissen, geeignet sind, nicht aber für pommersche Bürgerstöchter, welche das Hauswesen und die Wirthschaft mit besorgen sollen. Hätte meine Schwester gut backen, kochen, die Wäsche besorgen und derartige nützliche Fertigkeiten gelernt, so würde sie wahrscheinlich einen braven Mann ihres Standes geheirathet haben, da sie wirklich von großer Schönheit des Körpers und lebhaften, munteren Geistes war, und hätte dann eine ruhige, glückliche Ehe führen können. Meine liebe Frau kennt alle diese neumodischen Fertigkeiten nicht, sondern ist den ganzen Tag unermüdet in unserer Wirthschaft thä-

tig, was aber nicht hindert, daß sie in den Abendstunden oder an den Sonntagnachmittagen oft ein gutes Buch zu ihrer Erholung in die Hand nimmt, oder sich von mir über höhere geistige Interessen belehren läßt, und so hätte es meine Schwester Anna auch machen sollen. Ein anderer Fehler, der aber ebenfalls durch ihre gänzlich verfehlte Erziehung mit geweckt und genährt wurde, war der, daß sie auf ihre äußeren Vorzüge zu eitel wurde und sich auf ihre Schönheit zu viel einbildete. Dadurch ging ihr aber ein ernster, bescheidener Sinn, wie solcher der höchste Schmuck jeder deutschen, wahrhaft edel gesinnten Jungfrau sein soll, immer mehr verloren. Auch die wahre Religiosität, ohne welche ein Mensch niemals glücklich sein kann, mußte bei dieser ganzen socialen Lebensrichtung Schaden leiden. So war es schon in meinen Augen ein großer Fehler, daß meine Schwester zur griechisch-katholischen Confession übertrat, und somit unserem schönen lutherischen Glauben, diesem theuern Erbtheil ihrer Väter, untreu wurde.

Nach ihrer Vermählung mit dem Fürsten Gagarin war meine Schwester mit ihrem Gatten zunächst nach Moskau und dann auf dessen große Besitzungen im Innern von Rußland ge-

reist. In ihren Briefen an ihre Jugendfreundin Fräulein von Wedel, die später einen angesehenen Gutsbesitzer in unserer Nähe heirathete, und mir auf meine Bitten dann einmal ein dickes Briefpacket, welches sie von Anna erhalten hatte, mittheilte, konnte sie den Glanz und kolossalen Reichthum, der sie von allen Seiten umgab, gar nicht lebhaft genug schildern.

In Moskau hatte der Fürst Gagarin ein großes Palais, das mit fürstlicher Pracht geschmückt war. Eine zahlreiche leibeigene Dienerschaft empfing meine Schwester als ihre Gebieterin, und da ihr Mann damals noch in die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner jungen Gemahlin sehr verliebt war, so bestrebte er sich Alles zu thun, was ihr nur Freude bereiten konnte. So schilderte meine Schwester einmal in einem langen, ausführlichen Briefe, daß sie für ihre Person allein drei Kammermädchen, darunter eine sehr gewandte Französin, ferner einen Kammerdiener und einen Mohrenknaben, der stets in ihrem Vorzimmer saß, zur Disposition habe. Ihre eigenen Equipagen beständen aus einem sehr eleganten Vierspännerzug zum Ausfahren in der Stadt, und einem Sechsspännerzug zu größeren Fahrten. Da sie gern spa-

zieren reiten wollte, hatte ihr Gemahl ihr zwei wunderschöne Reitpferde, darunter einen milchweißen arabischen Hengst, dessen Zaum und Sattelzeug von Purpursammet war, zum Geburtstag geschenkt. Die Zahl aller Domestiken im Gagarinschen Palais wußte meine Schwester gar nicht einmal genau, doch schreibt sie, daß sie einen Haushofmeister, zwei Portiers und zehn Lakais, alle in prächtiger Livrée in den Gagarinschen Farben, im Hause hätten, während der Marstall aus vierundzwanzig Pferden bestände. Zwischen den Schilderungen aller dieser Herrlichkeiten und den Beschreibungen der kostbaren Zobelpelze, der glänzenden Atlasroben und türkischen echten Shawls, mit denen sie oft beschenkt wurde und die sie nach Damenart ganz genau beschrieb, blickte aber doch schon mitunter das verletzte Gefühl über den kalten, ja oft sogar selbst spöttischen Empfang, den sie in den vornehmen Moskauer Adelskreisen gefunden hatte, mit durch. So hatte die Mutter ihres Gemahls, die alte Fürstin Gagarin, ihre Schwiegertochter gar nicht einmal sehen wollen, sondern war, um ihr auszuweichen, von Moskau fort nach St. Petersburg gereist. Manche vornehme Damen der Aristokratie hatten zwar ihren Besuch ange-

nommen und sie neugierig angestaunt oder mit verletzenden Fragen bestürmt, ihr aber den Besuch nicht erwiedert und somit einen geselligen Verkehr abgelehnt. Eine Fürstin hatte zu meiner Schwester einmal im Theater, wo eine italienische Ballettänzergesellschaft Vorstellungen gab, mit höhnischem Spotte gesagt: „Sie müssen freilich die beste Kritikerin sein, denn nicht wahr, Sie bekleideten früher, bevor Fürst Gagarin Ihnen seine Hand reichte, die Stelle der ersten Solotänzerin beim Berliner Ballet.“ Während der vornehmste Theil der Moskauer Aristokratie sich von meiner Schwester auf eine mitunter geradezu beleidigende Weise absperrte, klagte diese, daß sie sich vor den Besuchen mancher fremder Damen, von bisweilen wohl etwas lockerem Ruf, kaum retten könne. Nach Rußland wurden durch die Kaiserin Catharina viele elegante Abenteurer und Abenteurerinnen, oft mit vornehmem Namen, aber lockeren Sitten und zweifelhaftem Ruf, aus ganz Europa hingezogen, und diese suchten dann in Moskau das prächtige und gastfreie Gagarin'sche Haus vorzugsweise gern auf. So schrieb denn meine Schwester immer von den französischen Marquis, italienischen Contes und deutschen Baronen, die täglich in ihren Salons

sich versammelten, ließ aber dabei wohl hie und da durchblicken, daß sie diese bunte Gesellschaft gerade nicht immer für allzuachtungswerthe halte und manche böse Erfahrungen damit machen müsse. So war ihr einst eine deutsche Baronin von vornehmem Stamme mit einem kostbaren türkischen Shawl, den sie sich am Abend zuvor unter dem Vorwande, daß sie ihren eigenen zu Hause vergessen habe, geliehen hatte, am andern Morgen heimlich abgereist, und aus Scheu, einen öffentlichen Skandal dadurch herbeizuführen, ließ meine Schwester dies auch ungeahndet. Die sittlichen Begriffe dieser Gesellschaft mußten aber von einer Frivolität gewesen sein, von der wir glücklicherweise in unseren streng bürgerlichen Kreisen in Pommern kaum einen Begriff haben. So kommen in den Briefen meiner Schwester nur zu oft Stellen vor, als: „Gestern lernte ich den Conte oder Marquis, oder Baron So und So mit seiner sehr schönen und liebenswürdigen Gemahlin kennen. Man erzählt sich aber ziemlich allgemein, daß Beide eigentlich auf kirchliche Weise gar nicht mit einander getraut sind, sondern nur eine Zeit lang so zusammen leben. In der großen vornehmen Welt muß man jetzt über derlei Kleinigkeiten die Augen zudrücken." Solche

und ähnliche Stellen habe ich häufig in den Briefen meiner Schwester gefunden; es machte mir dies einen betrübenden Eindruck, denn es zeigte mir, daß das wahre sittliche Gefühl, das ja mit Recht der schönste Schmuck eines jeden Weibes sein soll, bei ihr immer mehr zurückgedrängt wurde.

Fast ein Jahr mochte meine Schwester in Moskau gelebt haben, als der Fürst Gagarin den Entschluß faßte, sich nach seinen großen Besitzungen im südlichen Rußland zu begeben. Wie in den Briefen meiner Schwester durchschimmerte, trug die Unmöglichkeit, daß sie jemals in den Kreisen der vornehmen Moskauer Aristokratie festen Fuß fassen konnte, wohl viel zu diesem Entschlusse bei. Namentlich eine sehr heftige Scene, die der Fürst mit seiner an einen Fürsten Woronzow verheiratheten Schwester, welche in einer großen Soirée auf eine beleidigende Weise gegen seine Gemahlin unartig gewesen war, gehabt haben soll, bestimmte ihn zu dieser Abreise mit dem Vorsatze, fortan gänzlich auf seinen Gütern zu leben.

Hatte meine Schwester die Pracht und die Großartigkeit des Lebens in ihrem Moskauer Palais mit lebhaften Farben geschildert, so ge-

schah dies jetzt noch mehr, wenn sie ihren Landaufenthalt beschrieb. Das Schloß eines russischen Fürsten muß auch in der That Alles vereinigen, was das Leben nur an äußerem Glanze darbieten kann. Ob freilich wahres Glück und innere Zufriedenheit damit vereinigt sind, dürfte eine andere Frage sein.

Ein schöner, großartiger Park, von einem französischen Obergärtner angelegt, umgab das Schloß, dessen innere Pracht manche Seite in den Briefen meiner Schwester anfüllte. Eine zahlreiche Dienerschaft, ausgesucht schöne Wagen und Reitpferde, vortreffliche Küche und eine ausgedehnte Gastfreundschaft, die es niemals an Gästen aller Art fehlen ließ, trugen dazu bei, die Einsamkeit des Landlebens zu verschönern. Trotz all' dem Glanze und Luxus mußte meine Schwester das wahre Glück einer Frau doch entbehren. Der Umstand, daß ihre Ehe kinderlos blieb, denn ein Kind wurde in Moskau todt geboren, mochte dieses Unbefriedigtsein auch wohl mit erhöhen. So klagte meine Schwester, daß unter den Herren des russischen Landadels und auch unter den vornehmen Officieren der Cavallerie, welche die Hauptmasse der Besucher ihres Schlosses bildeten, gar zu rohe Sitten herrschten. Die

Herren hatten oft kaum so viel Bildung, daß sie ihren Namen schreiben konnten, und Jagden, große Gastereien, die dann mit so unbändigen Trinkgelagen endigten, daß die meisten Gäste zuletzt unter den Tischen lagen, oder auch hohe Hasardspiele füllten fast allein ihre Lebensthätigkeit aus. Unter den Frauen des Landadels, die vielfach das Schloß besuchten, herrschte größtentheils eine gänzliche Unbildung, und meine Schwester schilderte ihrer Freundin manche lächerliche Geschichte von der Dummheit, Rohheit und Unwissenheit der russischen Landadelfrauen. So war es denn eigentlich kein Wunder, daß sowohl der Fürst Gagarin wie seine Frau sich nach dem Umgange mit lebhaften und gebildeten Fremden sehnten. Besonders ein französischer Marquis, der zuletzt als Oberst in der russischen Armee gedient hatte, hielt sich mit seiner jungen, schönen Frau, einer italienischen Gräfin, als ein ständiger Gast auf dem Schlosse des Fürsten auf. Dieses Ehepaar wurde in den Briefen meiner Schwester sehr häufig erwähnt und spielte eine große Rolle darin. Auch konnte man zwischen den Zeilen durch lesen, daß sie die Besorgniß hegte, die Liebe ihres Gemahls erkalte nach und nach. Sie schrieb bald von jener Frau, welcher

der Fürst zu sehr huldige, bald wieder von einer andern, und ein Gefühl der Eifersucht und Gereiztheit bemächtigte sich ihrer. Ihr Gatte, welcher im Anfang der Ehe sich mit förmlicher Leidenschaft zu seiner schönen und lebhaften Frau hingezogen fühlte, daß er keinen Tag von ihr getrennt leben mochte, begann unter verschiedenen Vorwänden sich erst Tage, und dann sogar Wochen lang von ihr zu entfernen. Besonders besuchte er die Stadt Kiew sehr häufig. Eine schöne und kokette junge Polin, welche dort an einen russischen Oberst, einen gemeinen Kerl, der als Spieler und Trunkenbold allgemein bekannt war, verheirathet lebte, mußte der Magnet sein, welcher ihn dahin zog. Aber auch meine Schwester schien kälter gegen ihren Gemahl zu werden, sie erwähnte seiner immer seltener und dann auch nur mit kurzen Worten, dagegen florirte der Name des Marquis immer häufiger in ihren Schreiben. Bald hatte sie mit ihm eine Landpartie, bald einen Spaziergang gemacht, ja sich sogar von ihm die verderblichen Bücher eines Voltaire und anderer französischer sogenannter Philosophen vorlesen und erklären lassen. Wenn eine Frau aber an derartigen Büchern Gefallen finden kann, und sie nicht

vielmehr mit gerechtem Abscheu fortwirft, sobald sie ihr in die Hände fallen, so zeigt dies schon, daß sie auf gar bedenklichen Wegen wandelt und ihr sittlicher Zustand in Gefahr gerathen ist.

Was meine Schwester besonders anfänglich mit gar lebhaften Farben des Unwillens schilderte, war der entwürdigende Zustand der russischen Leibeigenen und die rohe Behandlung, welche diese armen Menschen nur zu oft erdulden mußten. Die Contraste berühren sich hierin in Rußland so nahe, wie dies glücklicherweise in unserem Vaterlande Preußen nicht annähernd der Fall ist. Auf der einen Seite ungeheurer Reichthum, fabelhafter Luxus, eine unbändige Verschwendung und ein Raffiniren des Lebensgenusses in den Palästen des vornehmen, reichen Adels, auf der andern Seite gänzliche Armuth, Unwissenheit, harter Druck und rohe Behandlung bei den armen Leibeigenen, die oft nicht viel besser, ja selbst schlechter behandelt werden sollen, als die schwarzen Negersclaven, obgleich sie doch als Weiße und Christen auf einer ungleich höheren Stufe wie diese Heiden stehen. Die Zahl dieser Leibeigenen, welche manche russische Große besitzen, muß ungeheuer sein, und meine Schwester schrieb wiederholt, daß ihr Gatte auf

seinen verschiedenen weit ausgedehnten Landschaften über 30,000 leibeigene Bauern wohnen habe. Wenn man derartige Besitzungen hat, kann man freilich einen solch' fürstlichen Luxus treiben, doch kann nie ein rechter Segen auf dem Gelde ruhen, das auf diese Weise erworben ist und an dem die Schweißtropfen von Tausenden armer Menschen, welche hart arbeiten müssen, damit ihre Herren diesen Erwerb wieder in frivolen Vergnügungen verprassen. Meine Schwester schrieb anfänglich oft empört über die Scenen des Druckes und der Rohheit gegen diese Leibeigenen, denen sie hatte beiwohnen müssen, ohne daß es in ihrer Macht gelegen hätte, sie gänzlich zu verhindern. Allmählich schien ihr Gefühl sich indeß auch mehr abzustumpfen und sie gleichgültiger dagegen geworden zu sein, wenigstens kamen in ihren Briefen gar keine derartigen Aeußerungen mehr vor. Liegt es doch leider in der Natur der meisten Menschen, sich an Schlechtigkeit und unmoralisches Treiben, wenn man täglich davon umgeben ist, immer mehr zu gewöhnen, und den sittlichen Abscheu, den man anfänglich mit Recht dagegen empfindet, zu verringern, wie wir dies in tausendfachen Beispielen nur zu oft sehen werden.

Etwas über drei Jahre mochte der Fürst Gagarin wohl auf seinen Herrschaften gelebt haben, da schien er dieses Lebens doch immer mehr überdrüssig geworden zu sein. Er hatte eine höhere Charge an dem glänzenden Hofe der Kaiserin Catharina in Petersburg angenommen, und seine Gattin folgte ihm nun dahin. Das Verhältniß der beiden Ehegatten mußte jetzt allmählich schon ein gegenseitiges kaltes und gleichgültiges geworden sein, wie dies in den vornehmen Kreisen von ganz Europa damals fast überall der Fall gewesen sein soll. Meine Schwester erwähnte in ihren Briefen an ihre Freundin kaum ihres Gemahls noch, dagegen wurden nur zu häufig die Namen anderer Cavaliere, besonders eleganter Franzosen, mit sichtbarer Vorliebe genannt und deren geistige wie körperliche Vorzüge in besonders lebhaften Farben geschildert. So darf man leider denn nur mit zu vielem Rechte fürchten, daß auch meine arme Schwester ein Opfer ihrer lasterhaften Umgebung geworden ist, und den bösen Weg der Frivolität betreten hatte. Sie hatte die Aufmerksamkeit der Kaiserin Catharina auf sich gezogen und einige Zeit zu dem intimen Kreise dieser zwar geistig sehr begabten, ja selbst großartig dastehenden, in moralischer Hin-

sicht aber äußerst verwerflichen und sündhaften Frau gehört. Die Schilderungen, welche meine Schwester von dem Leben und Treiben am Petersburger Hofe und nun gar von den kleinen Festen in dem Innern der Gemächer der Kaiserin selbst entwarf, waren zwar für die Kenntniß der Sitten und des Culturzustandes Rußlands sehr interessant, mußten aber sonst jeden moralisch fühlenden Menschen mit dem äußersten Abscheu gegen ein solches fluchwürdiges Treiben erfüllen. Dabei mußte eine ungeheure Verschwendung am kaiserlich russischen Hofe geherrscht haben, und die Kaiserin hat Millionen für ihre Feste und ihre jedesmaligen Liebhaber, unter denen besonders die Orlows eine so berüchtigte Rolle spielten, vergeudet. Als ich später die Schilderungen von manchen solchen Festen in der Sammlung der Briefe meiner Schwester las, glaubte ich mich wirklich oft in die Zeiten des römischen Kaiserreiches, als mit dem steigenden Luxus auch der Verfall der Sitten in dem alten Rom auf eine so reißende Weise zunahm, zurückversetzt. Es übersteigt wirklich fast alle unsere deutschen einfachen Begriffe, welche Feste in Petersburg damals gegeben wurden und wie es der Kaiserin Catharina gar nicht darauf ankam, den Geburts-

tag des Grafen Orlow durch ein Feuerwerk zu feiern, wofür sie 50,000 Silberrubel ausgab, oder einem andern Buhlen heimlich ein Tabatière in seine Tasche zu stecken, die sie für 100,000 Rubel hatte aus Paris kommen lassen.

Dabei wimmelte es in Petersburg von deutschen, aber mehr noch italienischen und gar französischen Schriftstellern, Dichtern, Malern und Musikern, welche alle dahin geeilt waren, um von dem Goldregen, den die Kaiserin mit vollen Händen ausstreute, gierig auch einen Theil zu erschnappen. Alle diese Kerle feierten natürlich den Ruhm der freigebigen Catharina auf jegliche Weise und posaunten ihre geistige Begabung und ihre Begünstigung der Künste und Wissenschaften mit vollen Backen in die Welt. Was thut nicht ein Franzose oder Poet, wenn er ein schönes Geschenk oder gar ein Ordenskreuzlein auf seinen Rock dafür erhält? Daß all' dies Geld, das die Kaiserin Catharina in Petersburg oft auf eine unsinnige Weise vergeudete, den armen Bauern mit hartem Steuerdruck abgenommen wurde, und man in der Hauptstadt zwar eine Akademie der Wissenschaften errichtete, es aber große russische Gouvernements gab, in denen sich kaum eine Schule befand, verschwiegen diese Lob-

hubler wohlweislich. Wahrlich, da ist es bei uns in Preußen doch besser, und wenn man so liest und hört, wie es jetzt in Petersburg, Paris, London und nun auch gar an manchen kleinen deutschen Fürstenhöfen, die alles Schlechte, was vom Auslande kommt, mit nur zu großer Begierde nachahmen wollen, zugeht, hat man doppelten Grund sich zu freuen, daß man ein Preuße ist. Unser König Friedrich, wenn er auch leider in seiner Religiosität so Manches zu wünschen übrig läßt, und sogar einen Voltaire an seinem Hofe duldete, statt solchen gemeinen gotteslästerlichen Kerl mit Hunden aus dem Lande zu hetzen, führt doch im Uebrigen eine Regierung, wie sie gar nicht besser für unser Land gewünscht werden kann. Seine ganze Hofhaltung kostet Alles in Allem kaum 70,000 Thaler jährlich, und wird auch der vornehmste Fremde, den er der Ehre würdigt, an seiner Tafel speisen zu dürfen, davon entzückt sein und es allgemein verkünden, daß solch ein Hof, wie der preußische, nirgend anders in ganz Europa gefunden werden kann. Unnütze Hofschranzen und Kerle, die zu nichts Anderem zu gebrauchen sind und die man deshalb zu Kammerherren macht, findet man in Potsdam glücklicher Weise nur in einer sehr ge=

ringen Zahl, und wer von unserem großen Könige ein Amt und Besoldung haben will, der muß auch dafür arbeiten und dem Staate nützen. Große, glänzende Hoffeste, bei denen an einem Abend viele Tausende verpraßt werden, finden nicht statt, und unser König verwendet solche Summen lieber dazu, Kanäle graben und wüste Ländereien urbar manchen zu lassen, entvölkerte Gegenden mit fleißigen Colonisten zu besetzen und abgebrannte Dörfer wieder neu aufbauen zu lassen. Kostspielige Feuerwerke werden in Potsdam nicht abgebrannt, und als man dem Könige vorschlug, auch einmal ein prächtiges Feuerwerk zu veranstalten, antwortete er: „Die preußischen Kanonen haben bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf der ganzen Welt so glänzende Feuerwerke vorgemacht, daß wir davon schon befriedigt sein können.“ Das war doch eine echt preußische Antwort. Und welche Sittlichkeit herrscht bei uns in Potsdam, besonders im Vergleich zu Paris, Dresden und Cassel. Vergeblich sucht man hier nach einer solchen Maitressenwirthschaft und nach frechen Weibsbildern, die dem Lande nicht allein ungeheure Summen kosten, sondern es sogar wagen, sich auch noch in Staats-

geschäfte zu mischen, wie dies an anderen Höfen nur zu häufig geschieht.

Wahrhaftig, als ich das dicke Briefpacket meiner Schwester, der nunmehrigen Fürstin Gagarin, mit den lebendigen Schilderungen des frivolen und luxuriösen Lebens und Treibens am Hofe der Kaiserin Catharina von Rußland durchlas, da empfand ich recht überzeugend den schönen Unterschied, der hierin in unserem Lande herrschte.

Meine Schwester mochte ungefähr vier Jahre in dieser, äußerlich zwar glänzenden, aber innerlich um so hohleren und leereren Weise in Petersburg zugebracht haben, als sich daselbst ein Vorfall zugetragen haben muß, der ihre Entfernung von dort veranlaßte. Worin solcher nun eigentlich bestanden hat, habe ich nie so recht erfahren können, und da meine Schwester hierüber gegen mich beharrlich schwieg, so mochte ich sie natürlich auch nicht danach fragen. Wie ich später einmal von ihrer Freundin hörte, so glaubte diese, daß die Kaiserin Catharina in höchst eigener Person auf meine Schwester eifersüchtig geworden sei. Ein junger französischer Edelmann, mit dem die Kaiserin gerade eine vorübergehende Liaison angeknüpft haben soll, wie dies nun ein=

mal zu den Lebensgewohnheiten dieser verbuhlten Weibsperson gehörte, soll auch zugleich in den Liebesfesseln meiner Schwester gelegen haben. Es soll dies der Kaiserin verrathen worden sein, und da die Eifersucht bei allen derartigen verliebten alten Frauenzimmern stets eine große Wirkung äußert, so ist dies auch jetzt der Fall gewesen. Der Fürst Gagarin, der mit seiner Frau ohnehin nur noch dem Namen nach in einer Ehe lebte, hat von der Kaiserin den Befehl erhalten, sich gänzlich von ihr zu trennen und sie mit einer Jahresrente von 12,000 Silberrubeln für immer in das Ausland zu senden. Da dem reichen Fürsten eine jährliche Ausgabe von 12,000 Rubeln eben so gleichgiltig wie die Trennung von seiner Gemahlin war, so beeilte er sich sogleich, den Wunsch seiner hohen Gebieterin zu erfüllen. So ist denn meine Schwester nach einer fast achtjährigen Ehe wieder von ihrem Manne getrennt worden, hat eine jährliche Pension von 12,000 Rubeln, aber auch die Weisung erhalten, sich niemals wieder innerhalb der Grenzen Rußlands sehen zu lassen. Daß sie eine so glänzende Verbannung erhielt, soll dadurch bewirkt sein, weil die Kaiserin wußte, daß sie im Besitz mancher Kenntniß von den

geheimen Liebeshistorien und skandalösen Vorfällen des russischen Hofes und gar des kaiserlichen Privatlebens sei. So wurde durch diese Jahrespension nun ihr unbedingtes Stillschweigen erkauft.

6.

Der Besuch meiner Schwester Anna in Stettin. Ihr Leben in Rom. Uebertritt zur römisch-katholischen Confession. Eifrige Propaganda, weshalb ich mich gänzlich von ihr trenne. Ihr Tod. Mein fortgesetztes glückliches Familienleben. Der Tod unseres Königs Friedrich des Großen und der Eindruck davon in ganz Preußen. Schluß.

Sowohl die äußere Lebensstellung, wie mehr noch die inneren Gefühle meiner Schwester Anna, wichen viel zu sehr von den meinigen ab, als daß ein engerer geschwisterlicher Verkehr hätte zwischen uns stattfinden können. Verwandtschaftliche Bande sind zwar oft etwas sehr Schönes, doch muß dann auch zugleich eine innere Harmonie zwischen den Verwandten stattfinden und sie müssen sich gegenseitig von ganzem Herzen achten und ehren, sonst können alle solche verwandtschaftlichen Rücksichten leicht zu einer drückenden Fessel werden, welche mehr Unangenehmes

als Angenehmes gewährt. So hatte ich denn mit meiner Schwester Anna während ihres achtjährigen Aufenthaltes in Rußland in nur sehr oberflächlichem Briefwechsel gestanden. Sie hatte zwar anfänglich mir oder den Meinigen hin und wieder einige sehr kostbare, aber dabei auch für unsere Lebensverhältnisse völlig nutzlose Geschenke machen wollen, was ich mir aber entschieden verbeten, da mein Stolz sich dagegen auflehnte, solche anzunehmen. Ich hatte es durch Gottes Gnade glücklicher Weise nicht nöthig, mir von einer Schwester, mit deren ganzem Thun und Treiben ich nicht im mindesten einverstanden war, jetzt noch werthvolle Cadeaux machen zu lassen. So waren denn mitunter zuletzt einige Jahre verflossen, ohne daß wir uns gegenseitig ein Brieflein geschrieben hatten, desto mehr mußte ich mich daher freuen, als ich einst ein Schreiben aus Stettin von meiner Schwester erhielt, in welchem sie mir mittheilte, daß sie nach einer sehr beschwerlichen Seereise von Petersburg jetzt in letzterer Stadt eingetroffen sei und sich einige Tage zu erholen wünsche, bevor sie ihre Weiterreise nach Italien antrete. Sie hege nur den lebhaften Wunsch, mich nach so langen Jahren der Trennung einmal wieder zu sehen, und

wenn es mir daher möglich sei, so möge ich doch zu einem kurzen Besuch nach Stettin zu ihr kommen. Es waren gerade die Osterferien, und so hatte ich Zeit zu dieser kleinen Reise, und entschloß mich daher auch solche sofort anzutreten. War es doch meine einzige Schwester, die mich jetzt sehen wollte, und wenn ich auch im Voraus überzeugt war, daß in Allem und Jedem eine große Disharmonie zwischen uns stattfinden würde, so schloß dies doch den Wunsch, sie einmal nach so langer Trennung wiederzusehen, keineswegs aus.

Ein russischer Diener in eleganter, sehr bunter Livrée empfing mich auf dem Vorsaal des ersten Gasthofes zu Stettin und führte mich in das Wohnzimmer meiner Schwester, welche noch mit ihrer Toilette beschäftigt sein sollte, obgleich es nach unserer bürgerlichen Tageseintheilung bald Zeit für das Mittagsbrot sein mußte. Nach einer kleinen Weile ging die Thür auf und meine Schwester kam hereingerauscht. Wahrlich, hätte ich nicht gewußt, daß sie es sei, so würde ich sie auf den ersten Blick schwerlich sogleich erkannt haben, so sehr hatte sie sich verändert. Sie war noch immer eine stattliche, schöne Frau, doch hatte ihr Gesicht einen Aus=

druck, der mir entschieden mißfiel, und man konnte es ihren Zügen nur zu deutlich ansehen, daß gar mannigfache Leidenschaften ihre Seele bereits durchtobt haben mußten. Dazu war überall nur zu viel Kunst angebracht, was mir unangenehm auffiel. Das Gesicht war nach russischer Sitte ganz weiß geschminkt, die Backen dagegen roth, so daß sie fast wie ein gemalter Puppenkopf aussah. Einige kleine schwarze sogenannte Schönheitspflästerchen waren auf der Stirn und an den Schläfen aufgeklebt, was wirklich, wenigstens nach meinem schlichten bürgerlichen Geschmack, die häßlichste Mode ist, die ich nur kenne. Dazu trüg meine Schwester ihr einst so schönes goldblondes Haar jetzt förmlich zu einer fast thurmhohen Pyramide aufgebaut und leicht mit Puder überstreut, ihr Reifrock war so weit und hinten aufgebauscht, daß sie kaum zur Thüre hinein konnte, dafür aber am Halse so weit ausgeschnitten, daß die Brust auf eine wirklich schamlose Weise sich entblößt zeigte, und ein nur halbwegs anständiges pommersches Bürgermädchen sich mit Recht geschämt haben würde, in einem solchen Anzuge nur über die Straßen zu gehen. Auch war das Kleid vorn sehr kurz, so daß man die seidenen, durchbrochenen Strümpfe

und die blauen Atlasschuhe, hinten mit so hohen Stöckelabsätzen, daß der Gang dadurch förmlich etwas Schwankendes erhielt, ganz deutlich sehen konnte. Obgleich dieser ganze modische Anzug von den kostbarsten Stoffen war, so mißfiel er mir doch entschieden, und meine liebe Frau in ihrer Contouche von geblümtem Zitz, mit der weißen Latzschürze davor,' sah — wenigstens in meinen Augen — ungleich besser aus als meine schön frisirte und nach der neuesten französischen Mode angezogene Schwester.

Unsere gegenseitige Begrüßung war zwar ganz freundlich, ja selbst herzlich, doch konnte dadurch die tiefe Kluft, die zwischen uns Beiden lag, nicht ausgefüllt werden. Unser Stand und unsere Lebensansichten waren ja zu verschieden, als daß nach den ersten Begrüßungen nicht häufig ein gegenseitiges Mißverstehen hätte stattfinden sollen. Was mir bei meiner vornehmen Schwester am meisten mißfiel und worüber ich sie am aufrichtigsten beklagte, war das Gefühl des inneren Unbefriedigtseins, der großen Leere und, dadurch hervorgerufen, der geistigen Rastlosigkeit und Unruhe und der Sucht nach gewaltsamen Aufregungen, was Alles so sichtbar bei ihr hervortrat. Man erkannte sogleich, daß man hier eine jener

unglücklichen Frauen sah, welche niemals das Gefühl der strengen Pflichterfüllung und damit der wahren inneren Zufriedenheit, welches ausschließlich und durch weiter nichts auf dieser Welt als köstlicher Lohn für alle Anstrengungen hervorgebracht wird, gekannt hatte. Wie gern, wie unendlich gern hätte ich die Unglückliche auf die wahre Bahn zurückgeleitet, die allein zu einem Gott wohlgefälligen und dabei auch selbstbeglückenden Leben hienieden zu führen vermag, und doch mußte ich mir selbst sagen, daß es jetzt hierzu viel zu spät sei. So konnte ich sie nur aus tiefster Seele bedauern, ohne sie retten und schützen zu können

Meine Schwester, die ersichtlich bemüht war, mir Manches, was in ihrem Innern wohl vorgehen mochte, zu verbergen, und äußerlich heiterer zu erscheinen, als sie in der That wohl war, erzählte mir nun zwar Allerlei über ihr bisheriges Leben in Rußland, ging aber dabei freilich über Vieles, was mich eigentlich am meisten interessirt hätte, sehr schnell hinweg. So mochte ich sie denn auch nicht danach, und besonders auch nicht über den wahren Grund ihrer jetzigen schnellen Abreise aus Petersburg, fragen, und nahm ihre Versicherung, daß dies des rauhen russischen

Klimas wegen, und weil sie sich nach den warmen Lüften Italiens sehne, geschehen sei, als wahr an. Freilich konnte ich mit meinem schlichten Verstande nicht recht einsehen, daß eine Frau unter dem Vorwande, das Klima nicht gut vertragen zu können, sich jahrelang von ihrem Gatten trennte und nach einem fernen Lande begab. Doch in diesen vornehmen aristokratischen Kreisen mochten hierüber wohl andere Begriffe herrschen, als bei uns einfachen bürgerlichen Leuten. Bei dem sehr elegant servirten Mittagsmahl, welches ich auf ihre Einladung bei meiner Schwester einnahm, erschien auch plötzlich ein französischer Marquis, schön frisirt und so parfümirt, daß man ihn schon auf zehn Schritte weit riechen konnte. Der Herr war zwar gegen mich äußerlich ungemein verbindlich und sagte besonders auch mir eine Menge Complimente über mein fertiges Französisch-Sprechen, allein sein geziertes und affectirtes Benehmen und der sichtbare Hochmuth, den sein ganzes Wesen nur zu sehr zeigte, nahm mich sogleich gegen ihn ein. Gegen meine Schwester war er von einer süßlichen Artigkeit und überhäufte sie fortwährend mit gezierten Schmeicheleien, die ihrem Ohre aber ganz gut zu gefallen schienen. Meine Schwester stellte mir diesen französischen

Marquis, dessen Name mir wieder entfallen ist, mit großer Unbefangenheit als ihren Reisebegleiter vor. Bei uns bürgerlichen Familien in Pommern erlauben es nun freilich glücklicherweise die Sitten keineswegs, daß eine anständige Frau, die auf ihren guten Ruf noch den mindesten Werth legt, so mir nichts Dir nichts sich einen ganz fremden Mann als Reisegesellschafter beigesellt und mit ihm in der weiten Welt umherreiset, allein in den vornehmen Kreisen von Rußland und Frankreich müssen hierüber wohl andere Ansichten herrschen; wenigstens schien meine Frau Schwester und ihr Herr Marquis nicht das mindeste Anstößige in einer solchen gemeinsamen Reise zu finden.

Nach Tische, wo ich allein den Kaffee mit ihr einnahm, machte meine Schwester mir nun plötzlich den Vorschlag, meine zweite Tochter, von deren Schönheit ihre Freundinnen Mittheilungen gemacht haben sollten, ihr zur Erziehung und Begleitung zu übergeben, in welchem Falle sie solche reich ausstatten wolle. Ich muß bekennen, daß ich innerlich über einen derartigen Vorschlag ganz empört war und fast in gleichen Zorn gerieth wie damals, als man mir den Rath ertheilte, meine Tochter wegen ihrer schönen Stimme

zur Comödiantin ausbilden und dann sogar öffentlich auf dem Theater singen zu lassen. Wahrhaftig, ich hätte es als ein Verbrechen und eine Art von Mord an dem sittlichen Seelenheil meiner Tochter angesehen, wenn ich sie meiner Schwester übergeben. Lieber sollte sie ihr ganzes Leben als einfache Wirthschaftsmamsell auf einem großen Rittergute zubringen, oder einen schlichten Handwerker oder unteren Beamten, der nur soeben sein knappes Auskommen hatte, heirathen, als Lehren hören, wie solche meine arme Schwester ihr geben konnte, und ein Leben führen, wie diese es führen mußte. Ich hatte förmlich Mühe, ruhig bei diesem Antrage zu bleiben, und meiner Frau Schwester in zwar sehr bestimmten, aber dabei doch ganz artigen Worten zu erklären, daß ich ihr freundliches Anerbieten niemals annehmen würde, und daß sowohl ich wie meine Frau fest entschlossen wären, uns von allen unseren Kindern nicht zu trennen. Als meine Schwester diese Festigkeit sah, drang sie auch nicht weiter in mich ein, doch merkte ich ihr eine gewisse Empfindlichkeit wohl an, daß ich dies Anerbieten, welches sie gewiß gut gemeint haben mochte, so kurzweg abgelehnt hatte. Sie wollte mir nun noch für meine Frau und meine Töchter einige

Schmucksachen als Geschenke mitgeben, doch lehnte ich auch dies ab, weil derartige Kostbarkeiten bei der einfachen Lebensweise meiner gesammten Familie doch nicht an ihrem rechten Platze sein würden.

Da es ein heiterer Abend war, so unternahm ich mit meiner Schwester in der Carrosse des Gastwirthes noch eine längere Spazierfahrt in der so schönen Umgegend Stettins, und freute mich, diese alten Plätze, auf denen ich als Gymnasialschüler so oft und gern geschwärmt hatte, jetzt wieder einmal sehen zu können. Da ich zum Abendbrot bei einem alten Freunde, der als Pastor in Stettin lebte, eingeladen war, so konnte ich mit meiner Frau Schwester nicht zusammen soupiren, und, offen gestanden, fühlte ich mich auch gerade nicht allzu betrübt darüber. Wie ungleich gemüthlicher war es doch bei meinem lieben Pastor, der früher mehrere Jahre als Feldprediger bei dem von Werner'schen Husarenregimente angestellt war. Wir plauderten von den alten Kriegszeiten, rauchten unsere Pfeife Kanaster dazu, und schlürften vergnüglich ein Gläschen Punsch, den uns die Frau Pastorin — ein echtes und rechtes Weibchen, die aus der guten alten Stadt Rostock, wo die Mädchen

schon von früher Jugend an zu sorgsamen Wirthinnen erzogen werden, gebürtig war — gar trefflich gebraut hatte. Am andern Morgen um die elfte Stunde — denn früher verließ sie ihr Bett nicht gern — ging ich nun noch einmal zu meiner äußerlich so vornehmen und eleganten, aber sich doch unglücklich fühlenden Schwester, um Abschied von ihr zu nehmen, da sie bereits am selbigen Tage abreisen wollte. Ich fand sie schon im Reisegewande, und mächtige Koffer und Kisten standen gepackt umher. Wir nahmen noch ein déjeuner dinatoire — wie es die vornehmen Leute nennen — ein, was nach der Menge der dazu aufgetragenen Schüsseln in Stargard für ein Hochzeitsessen würde gelten können, und dann erfolgte unser Abschied. Meine Schwester, deren Herz nicht ohne Güte war, wurde dabei ganz gerührt, und es schien mir fast, als ob eine Thräne in ihrem Auge schimmerte. Auch ich empfand ein aufrichtiges Bedauern, denn sie war ja meine einzige Schwester. Der haushohe, mit acht Extrapostpferden bespannte Wagen, auf welchem vorn zwei russische Bedienten und hinten eine Kammerfrau saßen, rollte vor, meine Schwester nahm an der Seite des Marquis Platz, und der dicke Wirth des Gasthauses, der manchen

blanken Ducaten jetzt verdient haben mochte, dienerte fortwährend im Schweiße seines weingerötheten Angesichts, die zwei Postknechte klatschten auf die Pferde und fort holperte und rasselte der schwere Wagen über das sehr schlechte Straßenpflaster der Stadt Stettin.

Ich habe meine Schwester niemals wiedergesehen, jedoch wiederholt längere Briefe von ihr empfangen. Sie reiste nach Rom, miethete dort ein elegantes Quartier, und da sie wirklich eine schöne und gewandte Frau war, so soll sie sich bald eine gewisse Stellung in den vornehmen römischen Kreisen, besonders auch unter den Fremden, erworben haben. Auch die Kaiserin Catharina muß wieder mit ihr ausgesöhnt gewesen sein, denn ich weiß aus sicherer Quelle, daß sie in eigenhändigem Briefwechsel mit meiner Schwester gestanden hat. Diese soll auch in Rom als Beschützerin der schönen Künste gegolten und Maler und Bildhauer oft in ihren Salons versammelt, besonders auch dafür gesorgt haben, daß sie für ihre Werke einen lohnenden Absatz am kaiserlichen Hofe zu St. Petersburg fanden. So hat denn meine Schwester einige Jahre ein glänzendes und, von Vielen, die nur nach dem äußeren Scheine zu urtheilen pflegen,

beneidetes Leben in Rom geführt. So lange sie noch jung und blühend war und die Künste der Toilette ihr zu Hülfe kommen konnten, hat sie auch ihr frivoles, auf leere Vergnügungen berechnetes Leben fortgeführt, wobei ihr Herz manche Befriedigung gesucht und vielleicht auch gefunden haben mag. Wenigstens sprach sie in mehreren Briefen an ihre Freundin mit großer Begeisterung von einem schönen jungen Maler oder Bildhauer, den sie als einen wahren Adonis schilderte. Selbst das offene Geständniß, daß sie es tief beklage, nach den Gesetzen der griechisch-katholischen Kirche nicht in der Weise von dem Fürsten Gagarin — der noch immer eine hervorragende Stellung am Petersburger Hofe einnahm — geschieden werden zu können, um diesen römischen Künstler heirathen zu dürfen, war in einem dieser Schreiben enthalten. Pfui, wie eine verheirathete Frau nur solchen Wunsch hegen kann!

Als meine Schwester allmählich älter, ihr Herz kälter wurde und auch vielleicht ihre äußeren Reize immer mehr schwanden, um noch frivole Verhältnisse treiben zu können, warf sie sich plötzlich der Kirche in die Arme und wurde gar fromm. Man wird es häufig finden, daß Da-

men aus der vornehmen Welt, welche in ihrer Jugend ein frivoles Leben geführt und stets Geschmack an galanten Verhältnissen fanden, niemals aber etwas wahrhaft Nützliches thaten und nie wirklich geistige oder wirthschaftliche Thätigkeit kannten, bei zunehmendem Alter sehr eifrige Betschwestern werden, und von ihrer Frivolität dann ohne Weiteres zu einer krassen religiösen Intoleranz übergehen. Und zwar werden die früher Frivolsten in späteren Jahren nur zu häufig die äußerlich Frömmsten und Intolerantesten. So auch geschah dies bei meiner Schwester, der Fürstin Gagarin. Ich erhielt Briefe von ihr, die mich ganz erstaunen machten, ein solcher religiöser Fanatismus zeigte sich darin. Sie war, wie dies ebenfalls solche spät bekehrte Damen zu lieben pflegen, nun auch noch zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, und nach Art aller Convertiten eine wirklich fanatische Katholikin geworden, die überall auf das eifrigste bemüht war, Propaganda zu machen.

So erhielt ich denn auch von ihr einst einen sehr ausführlichen, fast acht enggeschriebene Seiten langen Brief, in welchem sie mir die Vorzüge der katholischen Confession vor unserer protestantischen auseinandersetzen wollte, ja zu-

letzt mich fast beschwor, mein und der Meinigen Seelenheil zu retten, und mit meiner gesammten Familie in den Schooß der allein seligmachenden römisch-katholischen Kirche zurückzukehren. In dem Fall, daß wir durch solchen Religionswechsel, in meiner jetzigen Stellung als Lehrer, Unangenehmes haben würden, versprach sie dafür zu sorgen, daß ich an einem erzbischöflichen Hofe in Deutschland ein ungleich besseres Amt, als mein jetziges sei, erhalten sollte, wie sie auch für die Zukunft meiner Tochter Sorge tragen wollte. Solch ein Antrag ging mir denn doch zu weit, und dieser Brief schien mir fast eine Beleidigung zu sein, die in der That eine arge Rüge erforderte. So setzte ich mich denn hin und schrieb meiner Frau Schwester in klaren deutschen Worten, was ich eigentlich über sie, und ihr ganzes bisheriges, mir stets in höchsten Grade widerstrebendes Leben und Treiben gedacht hätte. Ich schrieb ihr auch ferner, daß ich zwar viele gute Freunde besitze, welche eifrige Katholiken wären, und es mir nicht einfiele, Jemanden tadeln zu wollen, der aus vollem Herzen an der katholischen Confession hinge; ich für meine Person jedoch sei ein eifriger Anhänger unsers Dr. Martin Luther, freue mich,

daß mich das Schicksal in einer streng lutherischen Familie und als Sohn eines lutherischen Predigers habe geboren werden lassen, und daß es jetzt meine Freude sei, in einer lutherischen Stadt ein Lehramt zu bekleiden. So würde auch mit meinem Wissen und Wollen gewiß kein Mitglied meiner Familie der Confession, in der es erzogen wäre, untreu werden. Gegen alle Convertiten hege ich übrigens, wie ich nicht läugnen könne, ein gewisses inneres Mißtrauen. Meine bisherige Erfahrung habe mir gezeigt, daß solche Convertiten häufig ein früheres Leben der Irreligiosität, Frivolität, ja selbst Lasterhaftigkeit geführt hätten und nun, plötzlich bekehrt, in einer andern Confession, als der sie bisher angehört hätten, ohne ihr gerade sonderliche Ehre zu machen, ihre Rettung zu finden hofften. Wäre dies aber nicht der Fall, so hätten sich diese Convertiten nur häufig als überspannte, in sich unklare und nicht auf eigenes Nachdenken angewiesene, sondern blindlings fremden Einflüsterungen folgende Menschen gezeigt, vor deren geistiger Kraft ich denn gerade auch keine allzu große Achtung besessen habe.

Was nun aber ihr Anerbieten, mir ein glänzendes Amt in irgend einem erzbischöflichen Hof=

staate zu verschaffen, anbelangte, so müsse ich solches entschieden unter allen Umständen ablehnen. Ich sei stolz darauf, ein Preuße zu sein und in dem Staate Friedrich's des Großen ein Lehramt zu bekleiden. Nun und nimmermehr würde ich mein Vaterland verlassen und nun gar in solchen kleinen geistlichen Fürstenthümern, deren ganze staatliche Einrichtungen mir eigentlich immer verächtlich oder lächerlich vorgekommen wären, eine Stelle annehmen. Was die gütige Versorgung meiner Tochter betreffe, so sei ich ihr zwar für solch ein Anerbieten dankbar, müsse es aber auch entschieden ablehnen. Meine Töchter wären einfach und häuslich erzogene pommersche Bürgermädchen, die mit Gottes Hülfe sich durch ihre eigene Thätigkeit einen genügenden Lebensunterhalt erwerben könnten, und daher keiner fremden Hülfe bedürften. Am wenigsten aber würde ich dulden, daß sie in vornehme Kreise, wohin sie nun einmal, ihrem Stande und ihrer Erziehung nach, nicht paßten, sich eindrängten, da mir ja die Erfahrung leider gezeigt habe, wohin dies führen könne.

So schrieb ich an meine Frau Schwester, und es war mir ordentlich wohl, als ich mein Herz so gehörig gegen sie ausgeschüttet und ihr kla=

ren Wein eingeschenkt hatte. Auf diesen Brief erhielt ich niemals eine Antwort wieder, und unsere Correspondenz hatte für immer ein Ende gefunden. Meine Schwester lebte nun noch einige Jahre als eifrige Katholikin in Rom und soll sogar mitunter zu religiösen Intriguen an katholischen deutschen Fürstenhöfen, um vornehme, geistig unselbstständige und schwache Damen zu Convertiten zu machen, benutzt worden sein. Vor drei Jahren erhielt ich die Nachricht ihres Todes und zugleich auch die Meldung, daß sie ihr gesammtes Vermögen, so weit sie frei darüber verfügen konnte, dem Collegium der Propaganda in Rom vermacht habe. Immerhin, ich hatte niemals auf eine Erbschaft von ihr gerechnet und besitze glücklicher Weise so viel, um mit meiner Familie meinem Stande gemäß zufrieden und sorgenfrei leben und meinen Kindern eine passende Erziehung geben zu können, und was braucht man mehr, um glücklich zu sein.

Sei meiner Schwester die Erde leicht.

Ueber mein und der Meinigen Leben während einer Reihe von Jahren vermag ich in dieser Chronik, an deren Abfassung ich stets mit Sorgfalt und Liebe arbeitete, nicht viel einzutragen, was der Aufzeichnung werth sein und

späteren Geschlechtern vielleicht hie und da einiges Interesse gewähren könnte. Von meinen Kindern, ihren verschiedenen geistigen Anlagen und, von diesen mit bedingt, den Lebensberufen, den sie sich widmen wollten, habe ich schon früher einige Mittheilungen hier gegeben.

Zwar fehlte es auch unserem Familienkreise hier und da nicht an Sorge, Verdruß, ja selbst sogar Kummer, und Manches kam anders, als wir uns dies wohl eigentlich gewünscht haben möchten, allein Dank sei es Gottes Gnade, im Großen und Ganzen hatte ich doch eine gerechte Ursache, mit meinem Schicksale zufrieden zu sein und meinem Schöpfer allabendlich aus vollem Herzen dafür zu danken, daß seine Güte mir ein solches Dasein hienieden beschieden hatte.

Ich selbst war und blieb körperlich wohl und rüstig, und obgleich mit den zunehmenden Jahren sich wohl auch manche Schwächen des Alters allmählich bei mir einzustellen begannen, so sind solche, wenigstens bis jetzt, noch nicht allzu störend aufgetreten. Viel glaube ich, trägt meine einfache und den Körper abhärtende Lebensweise zu dieser Gesundheit mit bei. Im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr wird pünktlich aufgestanden, und nach kalter Abwaschung

des ganzen Körpers geht es dann aus der dumpfen Schlafstube hinaus. Im Sommer gewährt es mir Erholung und Freude, ein bis zwei Stunden in unserem großen Garten zu arbeiten und mit meinen Kindern in die Wette zu graben, hacken, pflanzen, jäten, Bäume zu beschneiden und zu oculiren. So haben wir es denn bisher stets fertig gebracht, den großen Garten ohne fremde Hülfe zu bearbeiten, und alles Gemüse und die Früchte, die wir daraus entnehmen, schmecken uns noch einmal so gut, da wir wissen, daß sie der Lohn unserer Hände Arbeit sind. Im Winter pflege ich des Morgens fast immer ein Stündchen in unserem Holzstall Holz zu sägen und zu spalten. Gerade diese Arbeit, bei der Brust, Arme und Rücken mit thätig sind, bekommt mir vortrefflich und ich halte sie für einen Stubengelehrten, der sonst leicht ein Hypochondrist und Hämorrhoidarius werden kann, sehr geeignet. Später präparire ich mich gewöhnlich noch ein halb Stündchen für den Unterricht, den ich zu geben habe, und dann geht es des Morgens um acht oder neun Uhr in meine liebe Schule, wo ich bis elf oder zwölf Uhr Unterricht zu ertheilen habe. Ich bin noch immer mit Leib und Seele Lehrer, freue mich meines Berufes

von ganzem Herzen und kenne nichts Köstlicheres, als die Geister der heranwachsenden Jugend in die höheren Hallen der Wissenschaft einzuführen, und ihre leicht empfänglichen Gemüther für alles Hohe und Schöne zu erwärmen. Besonders die Stunden, in denen ich in der Prima die lateinischen und griechischen Classiker lese, sind wahre Feststunden für mich, und wenn ich meinen Cicero oder Tacitus aufschlage, um ihn zu erklären, so empfinde ich immer ein Gefühl der Begeisterung. Nach gethanen Schulstunden, in denen es an dem nöthigen Aerger, um den Appetit zu schärfen, nicht fehlt, geht es dann zu Hause, und mein zwar einfaches, aber kräftiges und gesundes Mittagsbrot, von meiner lieben Alten mit Hülfe der schon heranwachsenden Töchter zubereitet, dampft dann auf dem Tische. Da wird dann mit dem besten Appetit von der Welt gegessen, und wir Alle lachen und plaudern dabei so vergnügt an unserem runden Tische, daß es an König Artus' Tafelrunde auch nicht heiterer zugegangen sein kann. Nach Tische hat mir meine Alte seit den letzten Jahren sogar ein Schälchen Kaffee spendirt, wovon gewöhnlich dann eins der Kinder, als heißersehnte Leckerei, eine Untertasse voll bekommt. Darauf nehme ich die jetzt schon

zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung oder ein leichtes Buch in die Hand, setze mich in meinem Großvaterstuhl bequem zurecht, und pflege gewöhnlich dabei einzuschlummern, bis mich die zweite Nachmittagsstunde wieder in meine Schulklasse ruft, wo ich bis vier Uhr verweilen muß. Im Winter wird darauf in der Dämmerstunde ein längerer Spaziergang mit dem einen oder andern Collegen oder sonst einem verständigen Bekannten gemacht, dann zu Hause die Hefte meiner Schüler corrigirt, wobei ich leider die rothe Dinte nicht schonen kann, um acht Uhr eine warme Abendsuppe gegessen und später werden gewöhnlich noch einige Stunden in meiner Studirstube, mit eigener wissenschaftlicher Fortbildung verbracht. Zweimal in der Woche wird von sechs bis acht unser Club besucht, des Sonntags Abends aber stets in der Familie zugebracht.

So spinnt sich mein und der Meinigen Leben im ruhigen Gleichmaß der Tage hin, und wir Alle sind herzlich froh und dankbar, daß wir es gerade so und nicht anders haben.

Eine wahre Schmerzenskunde war nicht allein für mich und die Meinigen, sondern für die gesammten Einwohner von Stargard, ja selbst von ganz Pommern und Preußen die Nachricht von

dem Hinscheiden unsers großen Königs Friedrich. Zwar waren wir schon seit Monden eigentlich darauf vorbereitet, daß die gebrechliche Hülle seines Körpers allmählich immer schwächer würde und seinen Geist wohl hienieden nicht lange mehr beherbergen könne, und doch kam uns die Nachricht seines Todes so erschütternd, daß wir anfänglich kaum daran glauben wollten. Wir Alle hatten uns so daran gewöhnt, die Person Friedrich's des Großen als ganz unzertrennbar mit unserem Vaterlande zu denken, daß wir fast den König für unsterblich hielten und uns kaum an den Gedanken gewöhnen konnten, ein Königreich Preußen würde auch ferner ohne diesen König bestehen können. Es war uns Allen in Stargard, als habe das Land sein Haupt verloren, und es fehle fortan dem Ganzen die Spitze. Zwar war auch wohl bei Lebzeiten unseres Königs über Manches, was er gethan hatte, hier und da bedenklich der Kopf geschüttelt worden, ja einzelne Regierungsmaßregeln, und gar besonders die Strenge der Regie, die hohen Abgaben auf einzelne Lebensbedürfnisse und Sonstiges hatten selbst Unzufriedenheit erregt, aber gleich einer kleinen Wolke, die der Sturmwind schnell vor der Sonne vorbeitreibt, ohne daß deren Licht

dadurch merklich verdunkelt wird, verschwand dies Alles vor dem gewaltigen Glanze, der sonst seine lange Regierungszeit, von ihrem ersten bis zum letzten Tage, unausgesetzt umstrahlte.

Ich hatte bei der Trauerfeierlichkeit, welche wir im Gymnasium veranstalteten, die lateinische Gedächtnißrede auf das Andenken unseres großen Königs zu halten, und niemals in meinem Leben habe ich mich einer derartigen Arbeit mit größer innerer Begeisterung unterzogen, als hierbei. Was hatte ich auch nicht alles Lob- und Ruhmwürdiges von dem hohen Verstorbenen darin anzuführen, welche lange Reihe der glänzendsten Thaten, die je nur ein Monarch der alten wie neuen Zeit verübte, durfte ich meinen aufmerksamen Zuhörern schildern, ohne der Wahrheit dabei nur im mindesten zu nahe zu treten! Es ist nicht allein der Kriegsruhm in den gewaltigen Kämpfen gegen fast ganz Europa, der die Stirn unseres großen Preußenkönigs mit einem unvergänglichen Lorbeerkranze schmückt, sondern auch Alles, was er sonst für das von der göttlichen Vorsehung ihm anvertraute Reich gethan hat, wird sein Andenken bis auf die fernsten Zeiten ein gesegnetes sein lassen. Unser kleines, armes, von der Natur nicht allzu gütig be-

handeltes Land ward von ihm zu dem geachtetsten Königreich erhoben, welches nur in ganz Europa gefunden werden kann. Wo blühen wohl im gesammten Deutschland die Wissenschaften mehr als bei uns in Preußen, wo herrscht eine unabhängigere Rechtspflege, so daß selbst ein armer Müller dem mächtigen Könige mit dem Spruche des Kammergerichts drohen konnte? Wo wird Handel und Wandel sorgsamer geschützt und der Ackerbau emsiger gefördert, als bei uns? Wahrlich, als ich während meiner früheren Reisen nach Sachsen kam, das größtentheils ungleich besseren Boden als unser Preußen hat, wo aber der Churfürst August am Hofe zu Dresden die schändlichste Maitressenwirthschaft unterhielt und den Schweiß seiner Unterthanen in kostspieligen Hoffesten verpraßte, oder in die geistlichen Fürstenthümer in Franken, in denen nichts als Pfaffenwirthschaft, Aberglaube, Dummheit und Rohheit herrschte, oder nach Mecklenburg, wo die armen Leibeigenen für die rohen und unwissenden Landjunker arbeiten müssen, ohne sich selbst ihres Lebens auf eine menschliche Weise freuen zu dürfen, oder in die durch und durch verknöcherten, kleinlichen und spießbürgerlichen sogenannten freien Reichsstädte, und die Zustände

überall dort genauer kennen lernte, da hegte ich mit vollem Rechte einen vermehrten Stolz, ein Preuße zu sein und unter der schwarz-weißen Adlerfahne, diesem mächtigen Schutz und Hort unserer gesammten protestantischen Geistesfreiheit in ganz Deutschland, wohnen zu dürfen.

Hiermit beendige ich vorläufig einen Hauptabschnitt in dieser unserer Familienchronik. Mögen folgende Geschlechter unserer Familie mit Nutzen und Frommen darin lesen, und sie mit gleichem Eifer und Vergnügen, mit welchem ich so manche Stunde daran gearbeitet habe, weiter fortführen. Dies ist mein herzlichster Wunsch.

E n d e.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Erste Abtheilung. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wickede, Julius <<von>>,

Eine deutsche Bürgerfamilie nach e. Familienchronik

Bd.: 3

Jena 1867

P.o.germ. 1592 r-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312474-7